

Es gibt nur zwei Arten von Menschen, die man vernünftig nennen kann: Die, die Gott von ganzem Herzen dienen, weil sie ihn kennen, und die, die ihn von ganzem Herzen suchen, weil sie ihn nicht kennen.

Pascal

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Aus den Fastenhirtenbriefen Bemerkenswert an den diesjährigen Fastenhirtenbriefen ist, daß eine immer größer werdende Zahl der Oberhirten dazu übergeht, über das übliche Buß- und Mahnwort der Fastenzeit hinaus regelrechte kleinere oder größere Lehrschreiben an die Gläubigen zu richten, in denen ein einheitliches Thema der Glaubens- oder Sittenlehre systematisch ausgebreitet wird. Der Bischof von Mainz ist schon seit zwei Jahren mit seinen gewichtigen Lehrschreiben über die Liturgie auf diesem Wege vorausgegangen, er legt auch in diesem Jahre wieder grundlegende Gedanken über die Erziehung in Familie und Schule vor. Das gleiche Thema behandelt der Bischof von Speyer, der sich allerdings ganz auf das wichtige Thema der Familienerziehung konzentriert. Die Familie ist nach wie vor ein Herzstück der Hirtensorge, zu dem in fast allen Hirtenschreiben gesprochen wird; der Bischof von Eichstätt widmet, wie schon im vorigen Jahr, diesem Anliegen wiederum seinen ganzen Hirtenbrief. Der Bischof von Osnabrück belehrt seine Gläubigen über die Bedeutung der Heiligen Zeiten: des Jahres des Herrn und des Tages des Herrn, während der Bischof von Limburg über die Sonntagsheiligung spricht — ein Thema, das auch in einer großen Anzahl der anderen Hirtenbriefe berührt wird. Beim Bischof von Würzburg klingt die Jahreslosung des Bundes der katholischen Jugend auf; er spricht über die Verantwortung des Christen in Heimat, Volk und Staat. Der Erzbischof von Paderborn legt die Kennzeichen eines lebendigen katholischen Gemeindelebens dar, der Kardinal von München spricht von den Notwendigkeiten und Schwierigkeiten der Seelsorge und der Mitverantwortung der Gläubigen für sie, während der Bischof von Münster die auch bei uns immer dringlicher werdende Not des Priestermangels behandelt. Die Thematik des kommenden Berliner Katholikentages klingt nicht nur in der Frage des Bischofs von Berlin „Wie können wir in dieser Welt christlich leben?“, sondern auch im Thema des Bischofs von Hildesheim „Zu uns komme Dein Reich“ und entfernter in dem des Bischofs von Augsburg auf, der vom Verhältnis des Christen zur Welt handelt. Der Bischof von Passau endlich nimmt das 400-Jahr-Gedächtnis des 1552 geschlossenen Passauer Vertrages, der den Augsburger Religionsfrieden vorbereitete, und die Tatsache, daß durch den Einstrom vieler Heimat-

vertriebener sein Bistum nicht länger das geschlossenste katholische Bistum Deutschlands ist, zum Anlaß, über das Verhältnis der Konfessionen untereinander zu reden.

Dem Charakter dieser in der Strenge oder Auflockerung der Darlegung freilich recht verschiedenen Lehrschreiben tut die einmalige Verlesung von der Kanzel zweifellos nicht Genüge; sie erfordern eine intensivere Durcharbeitung und vor allem Nacharbeit. Die pfarrlichen Gruppen und Vereine haben in ihnen ein Arbeitsmaterial, mit dem sie längere Zeit zu tun haben werden, wobei nicht die geringste Frucht einer derartigen Arbeit sein dürfte, daß sie durch das gemeinsame Studium der Hirtenbriefe in einen wirklicheren und innigeren Kontakt mit den Gedanken, Anliegen und Sorgen ihres Bischofes kommen, der ja bei dem Umfange der deutschen Diözesen für die meisten Gläubigen nicht mehr die Nähe des Vaters besitzt, sondern vielfach als weit entfernte Gestalt einer höheren Sphäre betrachtet wird. Es sollte sowohl den Seelsorgern wie auch den Führern der Katholischen Aktion, der Pfarrvereine und -gruppen angelegentlich empfohlen werden, zum mindesten während der Fastenzeit den Hirtenbrief ihres Bischofs in den Mittelpunkt ihrer Arbeit zu stellen.

Es fehlt an Glaubenswissen

Sicherlich zeigt die sich immer mehr durchsetzende Form des pastoralen Lehrschreibens, daß die Bischöfe sich darüber klar sind, daß es heute nicht mehr mit noch so eindrucksvollen Mahnrufen zur Aktivierung und Betätigung des Wissens um die Glaubenswahrheiten und die katholische Lehre getan ist, sondern daß vielfach schon dies Wissen um selbst sehr einfache Lehren und Tatsachen des Glaubens nicht mehr vorhanden oder doch sehr lückenhaft ist. Der Bischof von Trier, der seinen Hirtenbrief ganz der Frage des Glaubenswissens widmet, muß feststellen, daß es schlecht mit ihm steht und daß gerade solche Menschen, die „in ihrem Fach auf einer gewissen Höhe von Kenntnissen und Erfahrungen stehen, in ihrem religiösen Wissen in den Kinderschuhen stecken geblieben sind und einem Krüppel gleichen, der neben einem vollentwickelten Bein ein verkümmertes ... Kinderbeinchen baumeln hat“. Dabei treten von allen Seiten Fragen an den modernen Menschen heran, die sein Gewissen fordern — und dies Gewissen ist ungebildet, „uninformiert“ durch die Lehre der Kirche. Die Ansprüche, die das moderne Leben an den Christen stellt, „Rechenschaft über seine Hoffnung zu geben“ (1 Petr. 3, 15), steigen ständig. „In der Vergangenheit mit einer gewissen Geschlossenheit des katholischen Denkens und Lebens konnte

die bloße Erlernung der Katechismusfragen und -antworten wohl einigermaßen genügen, weil manches später im warmen Erdreich der religiösen Umwelt wie ein Samenkorn von selber lebendig wurde, keimen und zur Frucht reifen konnte. Heute muß auf der ganzen Linie aufgepflügt und aufgebaut werden.“

Das Ziel, das der Bischof der Glaubensbelehrung stellt, ist, die Katholiken „diasporareif“ zu machen, denn heute „ist, was diesen Gegenstand angeht, überall Diaspora“.

In den Umbruch der Zeit hineinbezogen

„Was diesen Gegenstand angeht“ — das heißt die Geborgenheit einer katholischen Umwelt —, so sind freilich zwischen den einzelnen Gegenden Deutschlands noch immer große Unterschiede vorhanden. Aber es gibt keine, die nicht irgendwie in „den Umbruch der Zeit“ hineinbezogen wäre, wie der Bischof von Würzburg von seinem Frankenlande sagt. Auch der Bischof von Passau muß von seiner „bis vor zwanzig Jahren geschlossenst katholischen Diözese Deutschlands“ sagen, daß „ihr Angesicht von Grund auf verändert wurde“. „In den Jahrzehnten meines Bischofsamtes haben sich der Aufbau und die Art des menschlichen Gemeinschaftslebens wesentlich geändert“, heißt es beim Kardinal von München; „die Welt wird größer, das Gottesreich droht dabei kleiner zu werden“, ruft der Bischof von Augsburg. Und auch der Erzbischof von Freiburg nimmt die „Säkularisierung des Denkens“ zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen. Dies sind Stimmen der Bischöfe aus Gebieten, die als die katholischsten Deutschlands gelten dürfen und in denen jene „innere Einsamkeit“ des Katholiken, die der Bischof von Berlin von seiner Herde aussagen muß, zweifellos nicht die Regel ist.

„Wie können wir in dieser Welt als Christen leben?“

Im Bistum Berlin: in der großen Stadt, die „in mancher Hinsicht wie ein rechtes Babylon ist“, und in der Zerstreuung im weiten Land, dazu noch in den Gebieten, die unter der Anfechtung einer glaubensfeindlichen Herrschaft stehen, muß sich der Christ „richtig wie in der Fremde“ fühlen, und so stellt sich die Frage nach der Möglichkeit des christlichen Lebens hier ganz radikal. Aber hier, wo jeder „jeden Tag die Gegensätze zwischen Christ und Welt spürt“, ist auch eine große Wachheit der Katholiken vorhanden, ist ein Maß von Treue, von Opfermut, von Geduld lebendig, die sich aus übernatürlichen Quellen speisen. In der Geheimen Offenbarung werden als Kennzeichen der christlichen Gemeinde in der Endzeit eben jene Eigenschaften genannt: Wachheit, Treue, Geduld, Langmut, Vertrauen und die Einheit des Glaubens, des Opfers und des Gebets. Der männlich feste, zuversichtliche Ton des Berliner Hirtenbriefes ist nun zwar weit davon entfernt, die auch in manchen katholischen Kreisen heute beliebten endzeitlichen Visionen heraufzubeschwören, aber irgendwie erinnert die Weise, wie hier die heutige, gottlose Wirklichkeit genannt und ihr das Vertrauen auf die übernatürliche Kraftquelle christlichen Lebens als die stärkere Wirklichkeit entgegengestellt wird, daran, daß auch das Buch der Heiligen Schrift, das die schrecklichsten Geschehnisse der Geschichte voraussagt, noch ein Trostbuch ist.

Zuständereform — Sittenreform

Wir haben in der Herder-Korrespondenz schon des öfteren darauf hingewiesen, daß die Kirche der Stär-

kung der Glaubenskraft und des Glaubenslebens, der innerlichen Glaubenshaltung heute die größte und erste Bedeutung beilegt. Das heißt keineswegs, daß sie sich aus der Welt zurückzieht und ihr Interesse an der Reform der Einrichtungen und Strukturen sich vermindert habe — sie hat gerade in der letzten Zeit etwa zu den Versuchen der wirtschaftlichen und rechtlichen Sicherung der Familie sehr energisch beigetragen, in die sozialen Auseinandersetzungen eingegriffen und ihr Wort zu dem Kampf um den Frieden in der Welt gesprochen — aber sie weiß, daß die Rettung des Menschen letzten Endes nur durch seine ständige Erneuerung in Christus und durch die Verwurzelung seines Lebens in der Wahrheit geschehen kann. Wenn wir die Fastenhirtenbriefe der letzten Jahre überblicken, so glauben wir zu der Feststellung berechtigt zu sein, daß die Themen der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen Neuordnung stark zugunsten derjenigen der religiösen, geistlichen, sittlichen, kirchlichen Erneuerung zurückgetreten sind. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß eben die Fastenzeit eine Zeit der Innerlichkeit und Verinnerlichung ist und die Fastenhirtenbriefe diesem Charakter der heiligen Zeit entsprechen wollen — der Anruf an das Gewissen zu sozialem und politischem Handeln würde dem sicherlich durchaus nicht widersprechen. Es scheint vielmehr, daß die Kirche eine Zeit der Sammlung ihrer Kraft für notwendig hält, freilich wiederum nur, damit ihr Wirken in die Welt aus dieser gesammelten Kraft um so mächtiger werde.

Lebendige Pfarrgemeinde

Die Erneuerung und Verlebendigung der Pfarrgemeinde ist eines der großen Themen der kirchlichen Erneuerungsbewegung. Der Erzbischof von Paderborn hat ihm seinen Hirtenbrief gewidmet. Er zählt die Kennzeichen der lebendigen Gemeinde auf, vor allem „die innere Anteilnahme einer Gemeinde an der Feier der heiligen Eucharistie“ (in der sich das allgemeine Priestertum der Gläubigen auswirkt); und „die Bruderliebe . . . , in der auch im Alltag die Pfarrgemeinde als der eine Leib Christi sichtbar wird“. Aber der Sinn der lebendigen Pfarrgemeinde ist nicht Selbstgenügen, sondern vielmehr, daß sie „Stadt auf dem Berge ist“, missionarische Gemeinde (der Erzbischof braucht freilich dies Wort nicht). Ihr Leben ist die „menschgewordene Liebe unseres Gottes“, die erlösen, heimholen will. So laufen also alle Kennzeichen in das eine zusammen: daß in der Gemeinde die sich verschenkende Liebe des Herrn sichtbar wird und jeder einzelne aus ihr die Kraft bekommt, „die Wahrheit, die Liebe und den Frieden des Herrn hinauszutragen in die Welt“.

Laienapostolat

„Die Frucht religiös lebendiger Pfarrgemeinden“, so betont der Erzbischof, sind also priesterliche Menschen, auch im Laienstande, um die wiederum „Gemeinde des Herrn wächst, wo immer sie stehen, im Familienkreis so gut wie auf der Arbeitsstätte“. Dies zweite große Thema der katholischen Bewegung, das des Laienapostolates, behandelt ausführlich der Bischof von Aachen. Die Aufgabe eines solchen Apostolates des Laien ist, „den Menschen durch unsere eigene christliche Persönlichkeit und in liebender . . . Arbeit zu Gott zu führen. Wir müssen auf den Menschen zugehen und damit an sein geheimstes Sehnen . . . anknüpfen, das auch in der Verwirrung und Ver-

kehrung noch lebendig bleibt. Wir müssen für diesen Menschen gegen Satan streiten, auch wenn wir verlacht und verkannt werden, ja selbst, wenn uns dieser Mensch aus dem Wege geht . . . Wir dürfen nicht schimpfen über die Gottlosen . . . , wenn wir das Gefängnis ihrer Seele nicht öffnen und zu ihnen gehen. Der Heiland scheute sich nicht, mit den Sündern zu Tische zu sein, warum sollten wir zaudern . . . an die Wege und Zäune zu gehen?“

Hier wird also dem Laien eine echt seelsorgerische Funktion ausdrücklich auferlegt — in den Räumen der Welt, in die die Ausstrahlungskraft des Priesters nicht hineinreicht. Wenn man diesen Aufruf des Bischofs von *Aachen* mit dem Hirtenbrief des Kardinals von *München* vergleicht, der auch von der Mitverantwortung der Laien an der Seelsorge handelt, so wird an einem solchen Vergleich die große Verschiedenartigkeit der kirchlichen Situation in den verschiedenen Teilen Deutschlands klar. Denn in München handelt es sich vorerst noch darum, daß die Laien den Priester durch Entlastung von „der Brotsorge und der Geldbesorgung“ durch Mitarbeit im Caritasverband, Vinzenzkonferenz, Elisabethverein, Jugendfürsorge, Mädchenschutz, Bahnhofsmision, Wohnungsbau, „für die eigentliche Seelsorgsarbeit“ freimachen. Auch der Kardinal von München weiß, daß die Seelsorge vor „ungeheuren und ungelösten Aufgaben steht“ durch die Umschichtung der Bevölkerung, die seelischen Veränderungen im Menschen, seinen „Organschwund“ für geistige und religiöse Anliegen. Er fordert Zeit für die Kirche, damit sie Versuche machen kann, das Evangelium neu zu predigen. Aber der Zustand, von dem der Kardinal und der Bischof von Aachen ausgehen, ist offenbar hier noch nicht so fortgeschritten wie dort.

Priestermangel

Wie immer es aber mit den neuen Methoden der Seelsorge und der Funktion des Laien in ihr stehe, ob es genügt, seine Mitarbeit allein zur Freistellung der Priester für ihre eigentlich seelsorgerischen Aufgaben zu verlangen oder ob man ihn bewußt in jene Räume schickt, in die die Ausstrahlungskraft des Priesters nicht reicht — sicher ist, daß überall — nicht nur in Deutschland, sondern mit wenigen Ausnahmen in der ganzen Welt — die Kirche an einem zunehmenden Priestermangel leidet, der nicht nur durch die Vervielfältigung der priesterlichen Aufgaben, sondern auch in einem absoluten Schwinden des Priesternachwuchses begründet ist. Und dieser ist nicht allein durch die schweren Kriegsverluste zu erklären, sondern ebenso durch eine Abnahme der Priesterberufe. Die Gründe dafür sind nicht eindeutig — soziologische Veränderungen, falsche Vorstellungen vom Wesen der Berufung, Umwandlungen des Lebensgefühlens spielen eine Rolle; sicher aber spiegelt sich darin vor allem die religiöse Krise der Zeit.

Der Kardinal von *München* kündigt an, daß er zur Milderung des Notstandes die Priesterweihe in diesem Jahr habe vorverlegen müssen. Der Bischof von *Münster* hat der Frage des Priesternachwuchses seinen ganzen Hirtenbrief gewidmet, denn sie ist ja zweifellos eine Sache des ganzen Kirchenvolkes und sollte ihm Herzenssache sein. In vielen anderen Hirtenbriefen kommt die bischöfliche Sorge um den Priesternachwuchs ebenfalls zum Ausdruck. Man wird, auch wenn man die zahlreichen und schweren Anliegen der Kirche überdenkt, den Ausspruch des Bischofs von *Münster* kaum übertrieben finden können, daß zahlreiche und heilige Priester zu finden und zu bilden die entscheidendste Forderung der Zeit sei.

Fastenhirtenbrief der Bischöfe Österreichs zur Schulfrage

Die Bischöfe Österreichs haben die Schulfrage zum Thema eines gemeinsamen Fastenhirtenbriefes gemacht. Es ist nicht das erstmal, daß die Bischöfe die katholischen Schulforderungen vor der Öffentlichkeit vertreten. Aber während bisher in mehr allgemeiner Formulierung die „katholische Schule“ und die „freie Elternwahlschule“ sowie die Subventionierung der bestehenden und noch zu errichtenden katholischen Privatschulen gefordert wurde, sind nun die Forderungen näher präzisiert: die öffentliche katholische Schule überall dort, wo die Eltern sie in freier Willensentscheidung wünschen.

Der Hirtenbrief beginnt mit einem Blick auf die Zeit: Das sittliche und geistige Trümmerfeld, das der Krieg hinterlassen hat. Eine Gesundung könne nur von der Wurzel her, durch eine religiöse Erneuerung erfolgen. Damit erhält die Erziehung entscheidende Bedeutung.

Der Hirtenbrief gibt eine naturrechtliche Begründung des Elternrechtes und betont zugleich, daß durch die Umformung des gesellschaftlichen Lebens und das vielfache Versagen der Familie der Schule neue volkserzieherische Aufgaben zugewachsen sind. „Doch muß sich die Schule und der Staat bewußt bleiben, daß sie nicht den Auftrag haben, das gesamte Gebiet der Erziehung an sich zu reißen und sie zu einem Staatsmonopol zu machen.“

In Österreich aber, so setzen die Bischöfe fort, wird nach den Wünschen der Eltern nicht gefragt. Die Eltern haben daher oft die begründete Sorge, daß in der Schule ein anderer Geist regiert, als der Familie am Herzen liegt. Die interkonfessionelle Staatsschule in ihrer weltanschaulichen Farblosigkeit gibt den Schülern in den entscheidenden Fragen des Lebens keine klare Sicht; sie erweckt zudem den Eindruck, als wären alle Religionen gleich wichtig oder vielmehr gleich unwichtig. Eine Schule dieser Art könne den wachsenden Erziehungsaufgaben, die unsere Zeit an die Schule stellt, nicht gerecht werden. In diesem Zusammenhang verweisen die Bischöfe auf das Beispiel Deutschlands, Hollands und Belgiens, wo der Staat den Geist der Schulerziehung nicht von sich aus festlegt, sondern durch den Willen der Eltern bestimmen läßt. Auch die Vereinten Nationen haben ohne Gegenstimme das Elternrecht anerkannt, womit von einem großen internationalen Forum feierlich bestätigt wurde, was als urchtmliches Recht seit Anbeginn der Familie bestand.

Nach dieser Einleitung und naturrechtlichen Begründung des Elternrechtes präzisieren die Bischöfe die katholischen Schulforderungen. Die betreffende Stelle des Hirtenbriefes lautet: „Um ihr Recht zu verwirklichen, brauchen die Eltern die Freiheit, die Schule jener Geisteshaltung zu wählen, die ihrer eigenen weltanschaulichen Überzeugung entspricht. Es ist nicht Sache der Kirche, Vorschläge für jene Bevölkerungskreise zu machen, die innerlich oder auch äußerlich jedem religiösen Glauben fernestehen. Um so entschiedener tritt sie für die gläubigen Katholiken ein, die begehren, daß jene Schulen als öffentliche katholische Schulen geführt werden, für die es die überwiegende Mehrheit der Eltern in freier Willensentscheidung wünscht. Die Schule dieser Art zeichnet sich durch eine entsprechende Lehrplangestaltung und durch katholische Erzieherpersönlichkeiten aus. Sie wird vom christlichen Geiste beherrscht, so daß die Religion in Wahrheit die Grundlage und Krönung des ganzen Erziehungswerkes in allen seinen Abstufungen darstellt“ (Enzyklika „*Divini illius magistri*“).“
Orten mit mehreren Schulen wären so viele öffentlich-

katholische Schulen zuzubilligen, als der Entscheidung der Eltern anteilmäßig entspricht. In Orten mit nur einer Schule wäre eine qualifizierte Mehrheit für die Bestimmung des Charakters der Elternwahlschule maßgebend. Wo eindeutige Mehrheitsverhältnisse nicht zustandekommen, bliebe die staatliche Simultanschule als Notlösung bestehen. Aber auch sie hätte es als vornehmste Pflicht zu betrachten, der Familie zu dienen und den Wünschen der Eltern gerecht zu werden. Demgemäß wird sie an der Bestimmung des alten Reichsvolksschulgesetzes festzuhalten haben, wonach der Schulleiter jenem Bekenntnis anzugehören hat, dem die Mehrheit der Schüler angehört. Sie hätte auch, wie heute, den obligatorischen Religionsunterricht zu pflegen und streng darauf zu achten, die religiöse Überzeugung der gläubigen Kinder und Eltern nicht zu verletzen. Auch ihr Erziehungsziel müßte ein „sittlich religiöses“ bleiben.

Zum Schlusse weisen die Bischöfe darauf hin, daß die abendländische Welt heute keine gemeinsame geistige Grundlage besitzt, auf der der einzelne sein Leben aufbauen könnte. Nur der christliche Glaube biete eine solche Grundlage. Der christliche Glaube müsse daher auch die Grundlage der Erziehung sein.

Die Antwort von seiten der Sozialisten steht bis jetzt noch aus. Nach allen bisherigen Erklärungen der Sozialisten ist aber kaum mit einer Zustimmung zu rechnen, da auch die (schon längst erhobene) Forderung nach Subventionierung der katholischen Privatschulen abgelehnt wurde. Denn die Sozialisten in Österreich sind ihrer ganzen Tradition nach entschiedene Vorkämpfer des Laizismus, die den Satz „Religion ist Privatsache“ immer in dem Sinn verstanden wissen wollten, daß Religion eine für das politische und soziale Leben völlig unwichtige private Angelegenheit des einzelnen ist.

Was der Seelsorger meint In den vergangenen Wochen wurden die Geistlichen des Dekanates Bottrop (Diözese Münster) gebeten, für Zwecke einer wissenschaftlichen Auswertung zu vier die Seelsorge in ihrer Pfarrei betreffenden Fragen Stellung zu nehmen. Zwei Drittel aller Geistlichen haben diese Fragen beantwortet. Das ist sicher ein erfreuliches Ergebnis, wenn man die Überbelastung der Seelsorger berücksichtigt und bedenkt, daß die Fragen oft in längeren Ausführungen beantwortet wurden. Die kurz zusammengefaßten Ergebnisse dieser Enquête sollen hier vorgelegt werden. Es sollen Meinungen und seelsorgliche Erfahrungen wiedergegeben werden. Zahlen und Proportionen dienen nur zur Illustrierung und Erhärtung der Aussagen.

Pfarrbewußtsein

Zuerst wurde nach einer Gliederung der Gemeinde nach einem positiven Pfarrfamilienbewußtsein gefragt. In den Antworten wurden unter diesem Gesichtspunkt vier Gruppen voneinander abgehoben.

a) Etwa 80—90% aller Katholiken haben nach den Ausführungen der Seelsorger in diesen Fragebögen noch irgendeinen Kontakt mit der Kirche. So etwa zahlen in einer Pfarrei bei Listensammlungen für den Kirchbauverein 80% aller Katholiken einen monatlichen Beitrag. Zum Beweis dafür, daß auch bei den 10—20%, die sich vollständig von der Kirche gelöst haben, noch Ansatzpunkte für das Religiöse vorhanden sind, führt einer an, daß bei der Abstimmung über die konfessionelle Schule

nur 3% dagegen gestimmt haben. Einer schreibt: „Ein Rektor im hiesigen katholischen Krankenhaus mit 500 Betten, der hier über zehn Jahre wirkte, zählte nur zwei Fälle der Verweigerung der Sterbesakramente.“

b) Die Gruppe der Praktizierenden im landläufigen Sinne kann nach den statistischen Zählbogen und der Teilnahme der Volksmission 1951 für die Stadtmitte mit 50—60% und für die Randpfarreien mit 30—50% angegeben werden. Der labile Charakter gerade dieser Gruppe hat seinen Grund in einer äußerst feinen Verzahnung von kirchlicher und profaner Tradition, was besonders für die Stadtmitte zutrifft. So schreibt einer: „Die Äußerung: Bottrop ist ein großes Dorf (zahlenmäßig bald Großstadt, 95 000 Einw.) hat sicher einen Wahrheitskern.“

c) Nach Angaben der Seelsorger entspricht eine dritte Gruppe, die eine bewußte Wirksamkeit nach außen ausübt, zahlenmäßig etwa der Mitgliederzahl unserer kirchlichen Organisationen, fällt aber längst nicht mit dieser zusammen, weil es viele gibt, die in kirchlichen Organisationen nicht mittun, aber es sehr ernst nehmen mit ihrem Christsein, und andererseits manche Vereinsmitglieder in der Wirkung nach außen versagen. Während die zweite Gruppe im Stadttinnern stärker vertreten ist, scheint diese dritte Gruppe den Außenpfarreien ein deutlicheres Gepräge zu geben. „In den Randpfarreien“ meint einer, „entsprechen sich Gesicht der Pfarre in der Kirche und außerhalb mehr als im Stadttinnern.“

d) Die Gruppe der Gläubigen, die auch Belastungen ertragen könnte (Diaspora, Verhältnisse der Sowjetzone, o. ä.), wird ihrer Größe nach sehr verschieden eingeschätzt, von 7% bis 35%, wobei manche glauben, daß die Bedrängnis viele aufrütteln würde. Interessant ist, daß die jüngeren Seelsorger im allgemeinen diese Gruppe bedeutend geringer einschätzen als ihre älteren Mitbrüder.

Soziale Schichtung und religiöses Bewußtsein

Zweitens wurde nach der Abhängigkeit eines stabilen religiösen Lebens von den sozialen Schichten gefragt. Ein größerer Teil der Seelsorger hielt die Arbeiter für die stabilste Schicht, aber meist mit einem Beiwort „bodenständige Arbeiter“ oder „Arbeiter mit Eigentum“ oder „unsere Arbeiter“. Diejenigen, die anderen Ständen den Vorzug geben, machen auch verschiedene Einschränkungen. So etwa: „Diese Schicht ist schnell verschiebbar, weil die Arbeiter sich in einem geistig religiösen Aufbruch befinden.“ Die wenigen, die die Kaufleute eigens anführten, halten diese für am wenigsten stabil. Über die Akademiker schreibt einer: „Akademiker sind mit wenigen Ausnahmen treu, doch nicht aktiv, wie die Nazizeit zeigte.“ Andere glauben, daß sich eine religiös treue Schicht durch alle sozialen Schichten in gleicher Weise ziehe und eine „mitreißende Führerschicht in dem betreffenden Stande ausstrahlend sei.“

Seelsorgsmethoden

Die Antworten auf die dritte Frage: „Welche Seelsorgsaufgaben halten Sie in Ihrer Gemeinde für die dringlichste? Warum?“ sind ihrer Natur nach am meisten differenziert. Die Seelsorger in großen Pfarreien halten zunächst ohne Ausnahmen eine Abpfarrung für das erste Seelsorgsanliegen (im Jahre 1951 sind in einer Pfarrei 1000 und in einer anderen 1500 Gläubige dazugekommen). Allgemein hat man die Erfahrung gemacht, daß das religiöse Leben *ceteris paribus* in kleinen Pfarreien auffallend besser ist als in großen. Einer schlägt auch den

Weg der Gottessiedlung als Missionsmethode in den Bergarbeiterkolonien vor. Allgemein wird auch die Dringlichkeit einer Haus- und Familienseelsorge betont. So glaubt einer, daß wegen des starken Einschlages polnischen Blutes in der Bevölkerung und einer damit zusammenhängenden Mentalität die Leute von der Glaubenslehre selbst nur sehr schwer ansprechbar sind. „Was irgendwie zwingt, ist der Mensch. Wenn die anderen mehr solcher ansprechender Persönlichkeiten hätten, wäre der Abfall größer. Darum sich unters Fußvolk mischen. Vom Bischof die Erlaubnis erwirken, daß diejenigen, die wollen, nicht in gutsituierten Pastoraten wohnen, sondern in einem Zimmer eines der Koloniehäuser.“ Ein Seelsorger unterscheidet bei der dringlichsten Seelsorgsaufgabe zwischen extensiv und intensiv und schreibt zum ersten: „Apostolische Schulung einer großen Elite in allen Ständen, Straßen und Gemeinschaften“, und zum zweiten: „starke Gewissensbildung und Erziehung zum Opfergeist“. Ein anderer glaubt, daß eine Gestaltung des Gottesdienstes, der in der ganzen Form mehr dem neuen Diözesangesangbuch angeglichen ist, das dringlichste Anliegen sei. Hierzu führt er aus: „Die täglichen Besucher der Werktagsmessen sind mehr zu aktivieren. Das kann geschehen durch die Meßfeier, die an Werktagen auch wenigstens durch Fürbitten eine Bindung und Verantwortung schaffen kann mit den Besuchern. Man müßte auch einmal hier und dort die Legion Mariens versuchen.“

Aufwärts- oder Abwärtsentwicklung

Eine vierte Frage lautete: „Steht nach Ihren Erfahrungen das religiöse Leben in Ihrer Pfarrei gegenwärtig in einer Aufwärts- oder Abwärtsentwicklung? Wissen Sie Gründe dafür?“ Die Antworten auf diese Frage sind notwendig sehr subjektiv. Allgemein läßt sich auch hier wieder sagen, daß keiner der Pfarrer eine Abwärtsentwicklung glaubt feststellen zu können, häufig dagegen die jüngeren Seelsorger. Die Seelsorger, die eine Abwärtsentwicklung glauben konstatieren zu müssen, führen als Grund meist den immer weitere Kreise ziehenden praktischen Materialismus an, der wiederum seinen Grund habe im falschen Gebrauch eines gewissen Wohlstandes auch unter den Bergleuten. Die Folge davon ist mangelnde Opferkraft besonders bei der Jugend (z. B. keine CAJ-Aktivisten zu finden) und den jungen Ehen. So schreibt einer: „Früher aktive, kirchlich gesinnte Leute lassen nach durch Wohlstand und Bequemlichkeit. Vollständig trostlos erachte ich die Lage der bergmännischen Jugend; sie stellt die Kardinalfrage der heutigen Seelsorge.“ Wieder ein anderer meint: „Unsere Jugend und die Männer werden an den Großarbeitsstätten verdorben. Dort muß ein anderes Milieu geschaffen werden. Der Arbeiterverein ist dazu zu schwerfällig und zu alt. Für die Mädchenjugend sehe ich vorläufig keinen Weg aus der Lethargie.“

Die Seelsorger, die eine Aufwärtsentwicklung glauben konstatieren zu können, stützen sich dabei vor allem auf die Feststellung, daß die Abfallsbewegung der Arbeiter ausgelaufen ist. So schreibt einer: „Eine allmähliche Aufwärtsentwicklung deutet sich an; denn auf den religiösen Ernst der Männer dürfen wir in Zukunft mehr bauen, und der Abfall der Arbeiter ist rückläufig.“ Ein anderer: „Der Abfall der Arbeiter scheint vollzogen zu sein, und es ist dort ein Stillstand, wenn nicht schon ein leichtes Besinnen auf die Werte der Religion festzustellen.“ Diese sehr wichtige Aussage, die es wohl verdiente, in großen Räumen

überprüft zu werden, findet man auch inklusive ausgesprochen, wenn einer schreibt: „Bei einer Sowjetisierung würden am meisten die leiden, die jetzt am bürgerlichsten leben“, was doch nur bedeuten kann, daß die Potenz des Abfalls bei den Bürgerlichen größer ist als bei den Arbeitern.

Aus Süd- und Westeuropa

Der Papst an den italienischen Bauernverband Papst Pius XII. empfing am 1. März die Teilnehmer am 6. Kongreß des italienischen Bauernverbandes in Anwesenheit des Landwirtschaftsministers in Audienz.

In seiner Rede erinnerte der Heilige Vater zunächst an die Fortschritte im Wiederaufbau Italiens und seiner Wirtschaft, an denen die Bauern ihren guten Anteil haben.

„Wie immer in unheilvollen Zeiten richteten alle Klassen der Gesellschaft, alle Wirtschaftszweige ihre Augen auf den Staat und erhoben hilfeschend und schutzfliehend die Hände zu ihm. Vor allem die Landwirtschaft lief Gefahr, unten zu bleiben. Ihr war es schwieriger, in dem allgemeinen Rufen ihre Stimme zu Gehör zu bringen, obwohl sie doch sozusagen die Mutter ist, die das ganze Land ernährt. Besonders kritisch war die Lage der kleinen und mittleren Bauern und der Landarbeiter aller Arten, die sich im Lauf der Geschichte in Italien herausgebildet haben.“ In solchen Verhältnissen sei der Verband begründet worden, um die Kräfte der Bauern zusammenzufassen. Die Gründung sei erfolgreich gewesen, obwohl sie gerade in den Reihen der Bauern zunächst auf große psychologische Schwierigkeiten stieß.

„Der Mensch vom Lande ist nachdenklicher als der Städter. Er läßt sich nicht so leicht von plötzlicher Begeisterung fortragen und durch verführerische Parolen überzeugen. Er erwägt reiflich seine eigenen Interessen und die der Seinigen. Sicher eine gute Eigenschaft! Aber jede Medaille hat ihre Kehrseite. Der Bauer ist etwas zaghaft im Entschluß. Bei jeder Sache will er die Dinge von sich aus betrachten. Er schenkt seine ganze Aufmerksamkeit seinem unmittelbaren Umkreis und ist wenig geneigt, diesen Gesichtskreis zu erweitern und über seine Umgebung hinauszublicken. Er ist versucht, seine Sorge zu sehr den eigenen Bedürfnissen zuzuwenden und nicht genügend auf die gemeinsamen und umfassenderen Interessen zu achten und nicht zu sehen, daß, wenn es den anderen schlecht geht, es unausbleiblich auch ihm schlecht gehen wird.“

Für die zukünftige Arbeit des Verbandes erteilte der Papst ihm folgende drei Ratschläge:

„1. Nach dem alten Wort Vergils (Aen. 10, 284) ‚hilft den Wagemutigen das Glück‘. ‚Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott‘, so sagt das christliche Vertrauen. Bemüht euch also, euren Verband mehr und mehr auszubreiten und vor allem die Landjugend dafür zu gewinnen. Zeigt diesen jungen Menschen ein warmes Interesse. Bildet sie in besonderen Kursen aus und bereitet sie vor für ihre bürgerlichen Pflichten. Erzieht sie zu weiteren und höheren geistigen und sozialen Anschauungen. Dann wird ihnen euer Verband ans Herz wachsen.“

2. Vergeßt nicht, daß die feste Grundlage der Wirtschaft und des Wohlergehens der Mitglieder eures Verbandes die Familie ist. Da ist die Quelle eurer physischen und moralischen Kraft, das Geheimnis eures Einflusses und eurer Bedeutung im Staate und in der Politik. Euer Verband und die Familie gehen den gleichen Weg. Der Ver-

fall des einen würde den des anderen nach sich ziehen. Um die Familie zu retten, wendet eure Aufmerksamkeit auch dem Landproletariat zu. Es muß verschwinden!

3. Endlich: denket an Gott und liebet ihn! Niemand vermag etwas ohne ihn. Niemand darf ihn vergessen, und der Bauer noch weniger als irgendein anderer. Er erfährt jeden Tag sein Unvermögen, „Regen und Sonnenschein zu machen“, und selbst die wunderbarsten Fortschritte der Technik nützen nichts, wenn nicht Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit das Wachstum und den guten Ausgang verleiht (vgl. 1. Kor. 3, 6). Ob er will oder nicht, der Mensch vom Lande empfindet andauernd das souveräne Walten Gottes. Er muß anerkennen, daß der Herr in seiner Güte „seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte“ (Matth. 5, 45). Ach, wieviel Undankbare ziehen daraus Nutzen und erwarten und fordern diese Wohltaten als etwas Geschuldetes, ohne im geringsten an die Pflicht des Gebets und der Dankbarkeit zu denken.“

Der Heilige Vater schloß, indem er dem Bauernverband seine Anerkennung für die Einführung des Erntedankfestes aussprach.

Aufruf an die römische Kurie Im Anschluß an den Appell des Heiligen Vaters zur Erneuerung Roms (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jg., S. 267) hatte der Generalvikar des Bistums Rom, Kardinal Micara, am 5. März alle Angehörigen der päpstlichen Kurie zu einer Zusammenkunft gebeten, bei der er die Prälaten und Ordensleute der kirchlichen Zentralbehörden um ihre Mitarbeit in der Seelsorge und im Apostolat ersuchte. P. Lombardi SJ interpretierte zunächst den Aufruf des Papstes. Nach Meldung des „Osservatore Romano“ (6. 3. 1952) sagte er: „So kann es in der Welt nicht weitergehen. Der Heilige Vater hat es auf sich genommen, Herold einer besseren Welt zu sein. Was nottut, ist eine Reform und tiefgehende Erneuerung der Gewissen und der Sitten. Rom ist aufgerufen, den Anfang damit zu machen: das göttliche Leben zu intensivieren, dessen Speise die Eucharistie ist, die Liebe und die übrigen Tugenden. Dies ist die Stunde der Heiligen, die Zeit der großen Rufe zur Gnade. Wer sein früheres Leben fortsetzt, verfehlt die Gnade Gottes.“

Dann umriß der Kardinalvikar die künftigen Aufgaben der Mitglieder der Kurie. „Wir müssen immer vor Augen haben, daß das, was die römische Kurie tut, den anderen als Beispiel dienen wird und muß. . . . Die Zugehörigkeit zur römischen Kurie läßt nicht nur die priesterlichen Verpflichtungen unberührt, sondern macht sie noch dringender und stellt größere Aufgaben, angefangen von einer höheren Verpflichtung zum Apostolat.“

Wie der „Osservatore“ weiter berichtet, „lud der Kardinal die Anwesenden ein, gern und hochherzig gewisse Zerstreuungen zu opfern, auch wenn sie wohl verdient und erlaubt sind. Man muß mit seiner Zeit geizen und sich wohl hüten, sie zu verlieren oder sie nicht im Höchstmaß für das Apostolat zu nutzen. Von Stund an muß die Zeit verwendet werden für die Jugendlichen in den verschiedenen katholischen Organisationen, für die pfarrlichen Werke aller Art, für die Schulen, den Beichtstuhl, die Predigt, mit einem Wort, für die Ausübung eines heiligen Apostolates. Zu diesem Zweck wird das Generalvikariat von den Sekretären der Kongregationen die Namhaftmachung der Geistlichen erwirken, die sich mit immer größerer Hingabe diesem apostolischen Werke widmen

können, in enger Zusammenarbeit mit den Pfarrern, besonders in den Vorstädten, dem Vorland und der Peripherie, die sich wegen der Arbeitshäufung und des Mangels an Mitteln in immer größerer Not befinden: es mag genügen, daran zu denken, daß die größere Zahl der Seelsorgspriester nicht mehr als 15 000 Lire im Monat an Gehalt und Ergänzungsgehalt empfängt.“

Der Kardinal sprach von der großen Sorge des Heiligen Vaters um die Bannmeile Roms. Im vergangenen Jahre seien dort 6 neue Pfarreien errichtet worden. Die Bauten für 4 weitere ständen vor der Vollendung. Weitere 8 seien geplant. 3 Sportplätze seien schon eingeweiht, 11 weitere würden z. Zt. eingerichtet, um die Jugend zu gewinnen. Es fehle nicht an sonstigen Plänen, jedoch um so mehr an Mitteln zu ihrer Durchführung, finanziellen sowohl wie personellen. Der Priestermangel werde immer fühlbarer. Deshalb müßten die Geistlichen der Kurie nunmehr in die Bresche springen.

Die illustre Versammlung beschloß ein von den Monsignori Ottaviani, Julien und Guerri unterzeichnetes Telegramm an den Heiligen Vater, in dem die Prälatur das Versprechen ablegte, ihr Apostolat im Dienste der Diözese Rom zu intensivieren.

Das Heilige Offizium Unter dem 5. Februar d. J. hat das gegen Nomadelpia Heilige Offizium den Leiter der „Nomadelpia“ benannten Siedlungen für heimatlose Jugend in Fossoli in der Provinz Modena und San Severo in der Provinz Grosseto, Don Zeno Saltini, aufgefordert, seinen Posten niederzulegen und die Jugendstadt zu verlassen. Gleichzeitig wurde eine Kommission zur Regelung der Schulden, die sich auf mehrere hundert Millionen Lire belaufen sollen, eingesetzt und die zukünftige Leitung den Salesianern Don Boscos übertragen.

Die Herder-Korrespondenz berichtete im 5. Jg., S. 557, über das Wagnis Saltinis, das nunmehr nach dem Urteil der obersten Glaubensbehörde als gescheitert zu betrachten ist. In beiden Nomadelpia-Städten lebten zuletzt ungefähr zehn Priester, dreißig Ehepaare, ebenso viele junge Mädchen und Damen und vierzig weitere Erwachsene, die sich um mehr als tausend heimatlose Kinder angenommen hatten. Die Kinder waren in „Familien“ zu je zwölf Personen aufgeteilt und der Obhut eines Ehepaares oder einer „Adoptivmutter“ anvertraut. Die ganze Gemeinschaft ruhte auf Prinzipien eines urchristlichen Kommunismus und wollte eine „Stadt der Brüderlichkeit“ sein. Die Bewohner nannten sich „kleine Apostel“, und die Erwachsenen verpflichteten sich eidlich auf die strengen Konstitutionen der Gemeinschaft. Der Unterhalt wurde etwa zur Hälfte aus eigenen landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben bestritten, im übrigen aus milden Gaben, die aber nicht reich genug flossen, um die zunehmende Verschuldung aufzuhalten.

Doch nicht dies war der Grund für das Eingreifen Roms. Don Saltini wird vielmehr der Vorwurf gemacht, er habe eine Vernachlässigung des geistlich-religiösen Lebens zugunsten rein sozialer Aktivität verschuldet. Von den zehn Priestern feierten sonntags nur etwa drei die heilige Messe, werktags nur ein einziger. Im übrigen widmeten sie sich der Handarbeit. In der Jugendstadt befindet sich nur eine kleine, wenig einladende Kapelle. Dagegen sind großzügige Erholungsräume, Theatersaal, Kino, Tanzsaal, Bar und Sportplatz vorhanden. Die religiöse Beeinflussung und Erziehung, selbst im Religionsunterricht der kleinen

Schule, wurde gering bewertet, der sozialen Erziehung der Kinder zuviel Bedeutung beigemessen.

Das Urteil des Heiligen Offiziums wird so verstanden, daß die Kirche an der traditionellen christlichen Erziehung im Sinne Don Boscos festhalten will, der bei allem Verständnis für die Freuden der Jugend doch die religiösen Werte in den Mittelpunkt stellte, und daß sie ihr den Vorzug vor modernen Erziehungs- und Besserungsmethoden gibt. Zweitens erblickt man in dem Dekret einen Tadel gegenüber Priestern, die der Meinung sind, sich so sehr dem sozialen Apostolat hingeben zu müssen, daß sie ihre ureigenen priesterlichen Obliegenheiten in die zweite Linie stellen.

Katholische Tagungen Der diesjährige Kongreß der Pax Romana, des Weltbundes der katholischen Akademiker, findet im August in Kanada statt. Er steht unter dem Thema: „Die Sendung der Universität“. Es schien aber wichtig, daß die europäischen katholischen Akademiker zur Nachbearbeitung gewisser Fragen der vorjährigen Tagung von Limburg (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jg., S. 330) zuvor noch eigens zusammenkommen. Das geschieht nun vom 16. bis 21. April in Salzburg. Vier große Themen werden in sechs Vorträgen und in juristischen, pädagogischen und familienwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaften erörtert: 1. Die Familie und die Erziehungsprobleme der Gegenwart (Prof. A. Knoll, Wien). 2. Elternrecht in Schule und Erziehung, a) nach dem Kirchenrecht, b) nach den staatlichen Gesetzgebungen (Ed. Lizop, belg. Unterrichtsministerium). 3. Rechte und Pflichten des Staates und der geistlichen Gemeinschaften in der Schule, a) Prinzipienfragen (P. Harmel, belg. Unterrichtsministerium), b) Länderüberschau (Dr. Jos. van Boer, Inspekteur des höheren Schulwesens in Holland). 4. Das Einheitsprinzip in der Erziehung (Prof. F. Schneider, München-Salzburg).

Vom 15. bis 19. April tagt in Nancy der diesjährige Kongreß der Union des Oeuvres catholiques, die Generalversammlung der Katholischen Verbände Frankreichs. Sie wird über „Die Kirche als Erzieherin der Gewissen im Beichtsakrament“ beraten und besonders die Pflichten des Klerus, der Eltern und Erzieher erwägen. Unter den Rednern sind Bischof Ancel, Kanonikus Boulard, Mr. Joseph Folliet, P. Beirnaert SJ, Prof. Sauvage und andere. Neben der Theologie, Psychologie und Soziologie des Bußsakramentes wird auch über Gewissensführung und Anleitung zum innern Fortschritt der einzelnen Gläubigen, der Gruppen und Milieus verhandelt.

Für den Eucharistischen Kongreß in Barcelona, zu dem auch Pilgerzüge aus Deutschland, Österreich und der Schweiz organisiert werden, wurden weitere Einzelheiten des Programms bekanntgegeben. Am 27. Mai wird der Kardinallegat empfangen, der Kongreß eröffnet und eine nächtliche Anbetung gehalten. Die Themen der folgenden Tage sollen die Beziehungen zwischen der Eucharistie und den Problemen unserer Zeit herstellen. Der 28. Mai ist „Tag des Friedens für den einzelnen und die Familie“, mit Tagungen der Nationen und der Akademiker. Der 29. Mai ist „Tag des sozialen Friedens“ mit Treffen der Arbeiter und zugleich Tag der Kranken- und Armenbesuche. Der 30. Mai wird als „Tag des internationalen Friedens“ begangen. Wiederum treten hier nationale Versammlungen zur Beratung des Themas zusammen. Der 31. Mai wird als „Tag

des Friedens und der Einheit der Kirche“ gefeiert. Zahlreiche Priester werden von verschiedenen Bischöfen unter freiem Himmel geweiht. Es finden Gottesdienste in verschiedenen Riten statt. Um Mitternacht sind heilige Messen mit Sühnekommunion. Am 1. Juni, Pfingstsonntag, schließt der Kongreß mit der großen eucharistischen Prozession. Der Heilige Vater richtet an die Teilnehmer eine Rundfunkbotschaft. Am 2. Juni wird auf dem Montserrat eine Dankeskundgebung gehalten. Während der Tage finden zahlreiche Nebenveranstaltungen künstlerischer Art statt, darunter spezifisch spanische, z. B. ein „Auto Sacramental“ und ein „orpheustisches Konzert“.

Themen

In der Schweiz wählten die Bischöfe folgende Themen für ihre Fastenhirtenbriefe: Msgr. Bieler, Sitten: Die Arbeit; Msgr. Jelmini, Tessin: Treue zu Christus und der Kirche; Msgr. von Streng, Basel: Die Predigt, eine Gnade; Msgr. Meile, St. Gallen: Das Jubiläum des hl. Gallus; Msgr. Caminada, Chur: Christus unser Herr; Msgr. Charrière, Genf: Was wir nicht vergessen dürfen; Msgr. Haller, Abt von St. Maurice: Der Sinn der Fastenzeit.

Der Primas von Irland, Erzbischof D'Alton, wandte sich von neuem gegen die Bedrohung der Freiheit durch den Wohlfahrtsstaat. „Statt der Familie zu helfen, wenn sie in Not ist, nimmt er ihr ihre Verantwortlichkeiten weg und schwächt ihr Selbstvertrauen.“ Durch Übernahme immer neuer Bereiche, wobei in Irland augenblicklich vor allem an den staatlichen Gesundheitsdienst zu denken ist, führt der Staat eine immer stärkere Uniformität ein. Er kann den individuellen Bedürfnissen gar nicht mehr Rechnung tragen. Aus rein materialistischen Erwägungen, aus der Vorstellung einer „physisch starken“ Gesellschaft heraus, wird die Familie ausgebeutet, ihre Zukunft reguliert, ihre soziale Position vorausbestimmt, und zwar gemäß den staatlichen Interessen. „Der Mensch ist drauf und dran, einem Training und Bedingungen unterworfen zu werden wie einige Arten höherer Tiere, ohne Rücksicht auf seinen personalen Wert.“ Die Reformer steuern auf eine Ordnung hin, „in der nur noch der sozial Nützliche am Leben bleiben darf“. Der Wohlfahrtsstaat nähert sich immer mehr dem totalen Staat.

Die Bischöfe einiger Länder, auch außerhalb Italiens, lassen in ihren Hirtenbriefen bereits den Widerhall der neuesten, nicht nur an die Römer gerichteten Mahnungen des Heiligen Vaters anklingen. Das gilt besonders von England. Der Kardinal von Westminster widmet seinen ganzen Hirtenbrief dem Laienapostolat. Wir kämpfen, sagt er, gegen den östlichen Materialismus und schließen die Augen davor, daß der Materialismus mitten unter uns ist. Die Dinge sind dahin gediehen, daß der Priester in viele Bezirke und Milieus nicht mehr vordringen kann. Das Laienapostolat wird vielfach als eine Sache von Experten und Spezialisten aufgefaßt. In Wahrheit hat jeder seinen Platz in ihm, der Universitätsprofessor genau so wie der Gewerkschaftler. Das Apostolat beginnt in der eigenen Familie. Viele Mütter können sich nur ihr widmen. Aber keine Armee besteht nur aus Generälen. Es kommt auf die „treuen Soldaten“ an. Wer es möglich machen kann, hat außer seiner Familie und seinem Beruf auch die Pflicht zur Mitarbeit in katholischen Werken und Organisationen, und nicht minder im öffentlichen Leben. Eine schmale Spitze katholischer Laienapostel muß auch hineinwirken in die internationale Öffentlichkeit.

In Belgien haben zwei Bischöfe, Msgr. Kerkhofs, Lüttich, und Msgr. Lamiroy, Brügge, in ihren Hirtenbriefen ernste Betrachtungen über den Rückgang des geistlichen Nachwuchses angestellt. Msgr. Kerkhofs stellt fest, daß viele Ordensgemeinschaften deswegen zu erheblichen Einschränkungen ihrer Tätigkeit gezwungen wurden und einige ganz eingegangen sind. Die Gründe für den Rückgang der Berufungen sind dieselben wie überall: der Wunsch nach uneingeschränkter Freiheit, die verweltlichte Atmosphäre, der Widerstand der Eltern gegen die Berufung eines Kindes zum Ordensleben. Der Bischof von Brügge legt besonders die engen Beziehungen zwischen Kinderreichtum und geistlichen Berufungen dar. Neue Auffassungen und Lebensideale hinsichtlich der Ehe ziehen auch eine neue und dem Glauben fremde Auffassung über die Ziele nach sich, die die Eltern mit ihren Kindern verfolgen.

Einen besonders eindringlichen Hirtenbrief erließen die Bischöfe Brasiliens. „Wie können wir uns erklären, daß die Protestanten in Brasilien Konvertiten gewinnen? Es liegt allein an der ungeheuren religiösen Unwissenheit hier.“ Der Religionsunterricht in Brasilien beschränke sich tatsächlich auf die Vorbereitung zur Erstkommunion und „etwas mehr“. Nur 6000 Priester sollen 51 Millionen Gläubige betreuen. Das ist unmöglich, und darum ergeht der Ruf an die katholischen Laien, sich im Rahmen einer großen nationalen Campagne für den Religionsunterricht zur Verfügung zu stellen. Der Hirtenbrief beschäftigt sich außerdem mit den sozialen Problemen Brasiliens und läßt erkennen, daß die sozialen Gegensätze im Lande sich verschärfen oder doch nicht ausreichend bekämpft werden.

Die Weltgeschichte der UNESCO Nach langem Hin und Her, vielen Warnungen zum Trotz, hat die Erziehungs-, Wissenschafts- und Kulturorganisation der Vereinten Nationen den endgültigen Beschluß gefaßt, eine internationale Standard-Weltgeschichte in 3 Millionen Worten, 6 Bänden, mit 1000 Mitarbeitern, für 600 000 Dollar, binnen fünf Jahren fertigstellen zu lassen. Der Titel lautet: „Eine Geschichte der Menschheit“, der Untertitel: „Die Entwicklung der Völker“. Eine Redaktion von 3 Mitgliedern, eine Kommission von 10 Männern, ein korrespondierender Ausschuß von 65 Fachleuten werden die tausend Mitarbeiter auf einen Nenner zu bringen haben. Die 65 Weisen, um einen Ausdruck zu gebrauchen, der sich für das Amt der internationalen Experten allmählich einbürgert, sind aus 35 Ländern genommen. Unter ihnen sind neun Amerikaner und sieben Engländer. Die Zusammensetzung dieses wissenschaftlichen Ausschusses stimmt also ungefähr mit der politischen Bedeutung der Nationen überein. Über die Absicht, den Sinn und die Wichtigkeit dieses Mammutunternehmens besteht wohl kein Zweifel. Die Absicht ergibt sich aus der Aufgabe der UNESCO, die internationale Verständigung auf kulturellem Gebiet zu pflegen. Der Sinn des Werkes soll es sein, eine Meinung über die Personen und Ereignisse der Vergangenheit zu schaffen, die von allen angenommen werden kann und einheitlich ist. Die Wichtigkeit kann man abschätzen. Das Werk wird nicht nur unter der Obhut der Vereinten Nationen verfaßt, sondern auch durch sie verbreitet werden. Es wird wahrscheinlich in jeder Bibliothek und Volksbücherei im Lesesaal stehen. Die Schulbücher werden sich danach zu richten haben; denn es ist ja dem brain-trust der Historiker der Welt entsprungen.

Die sachlichsten Kritiken zu dem Entschluß der UNESCO, die zu unserer Kenntnis gekommen sind, stammen aus Spanien. Sie werfen einige präzise Fragen auf. Die neuere politische Geschichte, heißt es da zum Beispiel, kann man doch nur auf Grund der Kenntnis der Geheimarchive der Regierungen schreiben, wenn sie objektiv sein soll. Die Spanier sind so höflich, vorauszusetzen, daß die westlichen Mächte den Gelehrten den Zugang gestatten. Sie fragen nur, ob auch Polen, Bulgarien und Rußland dazu bereit sein werden. Die Meinung, daß man eine Geschichte schaffen könne, die von Angehörigen aller Völker so einheitlich anerkannt wird wie ein naturwissenschaftliches Phänomen, nennen diese Kritiker schlechterdings utopisch. Sie fürchten, daß die Menschheit am Ende über sechs Bücher verfügen wird, in denen sämtliche Irrtümer der Geschichte kombiniert sind. Man fragt, ob die Entscheidung darüber, welche Deutung den Ereignissen der Vergangenheit nun authentisch zukommt, von einem Weltparlament der Historiker getroffen werden wird. Wenn auch dies Parlament von den Regierungen und selbst der UNESCO unabhängig ist, hat man es doch schon sorgfältig nach Nationen zusammengesetzt, wie wir oben andeuteten. Wird also ein nationaler Delegierter, wenn es um seine Nation geht, gegen sie votieren?

Als Katholiken interessiert uns noch ein besonderes Dessin dieses weltgeschichtlichen Planes. Der Präsident der neuen wissenschaftlichen Organisation ist Ralph E. Turner, Professor an der Yale-Universität. Er wurde 1934 fristlos aus dem Lehrkörper der Universität Pittsburgh entlassen, weil er sich unqualifizierbare Angriffe auf das Christentum erlaubt hatte. Er selbst bestreitet allerdings, daß dies der Grund seiner Entlassung gewesen sei. Man habe ihn entfernt, weil er „zu aktiv in der Politik“ hervortrat. Die Vorwürfe gegen ihn stützten sich vor allem auf das Buch von William F. Buckley: „God and Man at Yale“. Der Verfasser sei aber nie für seine Vorlesungen inskribiert gewesen und kenne deshalb seine Ansichten „nicht aus erster Hand“. Die Vorwürfe gehen dahin, daß Turner ein dezidierter Atheist ist. Turner bestreitet dies. Er nennt sich nur „Agnostiker“ und, was die katholische Kirche betrifft, „nahm ich Stellung gegen ihre Rolle in der Politik und werde das auch fernerhin tun“.

An der Spitze des britischen Mitarbeiterstabes stehen Julian S. Huxley, Biologe und ehemaliger UNESCO-Präsident, der der Zehner-Kommission angehört, und der Mathematiker und Philosoph Bertrand Lord Russell. Beide bekennen sich zum Agnostizismus gegenüber dem Gott der Offenbarung. Huxley bringt außerdem biologische Vorstellungen von der „Entwicklung der Völker“ mit. Beide sind auf ihren Gebieten hervorragende Gelehrte und als solche weit entfernt von einer polemischen Haltung gegen die Religion. Die katholische Kirche allerdings hat sich von seiten Huxleys während seiner Amtstätigkeit als Präsident der UNESCO keines großen Verständnisses zu erfreuen gehabt. Katholische Kommentare aus England zu diesen Ernennungen sprechen die Vermutung aus, daß die kommende Weltgeschichte, soweit es auf diese Herausgeber ankommt, sicher keine Angriffe auf das Christentum und die katholische Kirche enthalten wird. Sie wird nur „ohne Gott“ geschrieben werden und selbstverständlich auch ohne inneres Einfühlungsvermögen in das Wesen der katholischen Kirche. Wie werden also die Parteien, in denen von ihr zu sprechen ist, aussehen?

Die Schweizer Agentur „Kipa“ berichtet über dies Projekt unter der Frage: Quo vadis, UNESCO? Und Msgr. Hoch-

walt, der Delegierte der National Catholic Welfare Conference im Erziehungsausschuß der UNESCO, befürchtet, diese Organisation könnte mit ihrer Weltgeschichte, zumal unter dieser Herausgeberschaft, am Ende allen Kredit verlieren. Sie könnte vielleicht sogar über diesem Vorhaben äußerlich zerbrechen. Vielleicht ist das zu schwarz gesehen. Denn man wird sich sicher so diplomatisch ausdrücken, daß die Gefühle keiner Nation beleidigt werden. Was bei dieser Weltgeschichte zu kurz kommt, ist wahrscheinlich weniger das Nationalgefühl als das christliche Verständnis der Geschichte, insbesondere das katholische. Und diesen Mangel wird das Publikum nicht merken, und die Politiker werden ihn nicht rügen. Die nachdenkenden Christen werden schließlich die einzigen sein, die darüber trauern, daß die Koryphäen des Westens zwar im Unterschied zu denen des Ostens den Namen Gottes nennen, jedoch so wenig wie die anderen mit ihm rechnen. Sie werden voraussichtlich wieder einmal um die Hoffnung ärmer sein, daß die westliche Welt in ihren geistigen Repräsentanten schon auf dem Wege zu Christus ist. Auch werden sie vielleicht unter den wenigen sein, die überhaupt merken, wie sehr die „Normalisierung“ des Urteils über die Vergangenheit der Uniformierung des zukünftigen Menschen Vorschub leistet.

Innerkirchliche Sorgen der französischen Bischöfe Im vorigen Heft (6. Jhg., Seite 260) berichtete die Herder-Korrespondenz über die Warnung des Pariser Consilium a vigilantia vor gewissen Schriften, die der Zusammenarbeit von Christen und Kommunisten das Wort reden, weil der Kommunismus allein das Proletariat befreien und die Kirche erst dann mit der Verkündigung des Evangeliums unter den Arbeitern erfolgreich beginnen könne. Wir vermuteten damals einen Zusammenhang zwischen dieser Warnung und einer Schrift der „Jeunesse de l'Eglise“, die den Titel trägt: „Les Evénements et la Foi“. Wir zögerten, den Namen des Verfassers bekanntzugeben, der aber inzwischen in die Diskussion gezogen worden ist. Es handelt sich um den bekannten Dominikaner P. Montuclard, dessen Sympathien für die politische Linke u. a. darin ihren Ausdruck fanden, daß er gegen den Wunsch der Bischöfe den Stockholmer Friedensaufruf unterzeichnete und inzwischen auch der kommunistischen Aufforderung zu dem „Pakt der großen Fünf“ beigetreten ist.

Die Schrift Montuclards, wie unklar und widerspruchsvoll sie auch in der Beweisführung sein mag, ist von edlem Pathos getragen, das von allen Kritikern anerkannt wird. Der Chefredakteur von „La Croix“, Pater Gabel, bezeugte der Tatsachenschilderung Montuclards, daß sie sein apostolisches Gewissen in Unruhe versetzt habe. Und der letzte Kritiker, der uns zu Gesicht kam, J. Dusserre, bekannte in Ancels „L'Essor“ (17. 2. 1952), daß er mit Montuclard darin einig sei, daß „die Lage der Arbeiter das dringendste Problem der Stunde ist“, nicht also der Kampf gegen den Kommunismus oder die atlantische Verteidigung.

Aus dem Tenor der Kritiken und auch aus der sichtlich zurückhaltenden Ausdrucksweise der Pariser Warnung kann man erkennen, daß die Kirche Frankreichs sich die Sache nicht leicht macht. Sie hat weder den Index noch Disziplinarmaßnahmen aufgebieten, sondern sie geht einen Weg weiser Milde: sie warnt, sie erinnert, sie macht aufmerksam.

Gefährdung der Autorität

Schon vor diesem Fall sprach der Erzbischof von Paris, Msgr. Feltin, in der Neujahrsrede an seinen Klerus die Bitte aus, die Katholiken und besonders die Geistlichen möchten sich nicht in falschem apostolischem Eifer zu eigenmächtigem Vorgehen auf dem Gebiete der sozialen, seelsorglichen und liturgischen Reform hinreißen lassen, sondern einig bleiben und der Führung der Bischöfe vertrauen. Der Erzbischof sagte:

„Der Heilige Vater selbst verweilte in einer Audienz, die er mir vor kurzem gewährte, lange bei diesem Punkt, der für die Zukunft der Kirche von schwerwiegender Bedeutung ist. Denn es macht sich ein Geist der Unabhängigkeit geltend, sowohl in Sachen der Lehre wie der Disziplin. Die rechtmäßige Obrigkeit wird nicht mehr genug geachtet. Ich betone dies wegen des schmerzlichen Vorfalles in der Diözese, der mich zu einer peinvollen Maßnahme gegen einen meiner Priester und einige seiner Schüler zwang, die sich von Rom und vom Heiligen Vater trennen wollen.“

Es ist deshalb notwendig, die Kritik an den Bischöfen zu vermeiden. Sie geben sich alle Mühe, den Aufgaben ihrer Sendung so gut wie möglich zu entsprechen. Solche Kritiken können harmlos scheinen, richten aber bei wenig informierten Laien schweren Schaden an. Man darf auch gewissen liturgischen oder sonstigen Neuerungen nicht zuviel Gewicht beimessen. Sie kommen zweifellos aus gutem Willen, haben aber nicht immer die segensreiche Wirkung, die man ihnen beimißt. Sie können Ausdruck eines unangebrachten Unabhängigkeitswillens sein. Neuerungen müssen mit Klugheit und im Gehorsam gegen die Kirche vorgenommen werden.“

Gefährdung der Tradition

Msgr. Feltin hatte nach den Informationen von „Kipa“ (21. 2. 1952) bei seiner Warnung gewisse Bestrebungen in Kreisen von Geistlichen und Laien im Auge, die eine entschiedene Abkehr der Kirche von dem Traditionalismus in Seelsorge, Kirchenrecht und Liturgie und eine Rückkehr zu den Formen der Urkirche verlangen. Einzelne Geistliche haben z. B. auf eigene Faust damit begonnen, einen Teil der heiligen Messe in der Landessprache zu feiern. Andere haben die Soziallehre der Kirche auf einen Nenner mit marxistischen Parolen gebracht. Andere stoßen sich an untergeordneten, aber immerhin die „Optik“ der Kirche bestimmenden Äußerlichkeiten. Wir staunten z. B., in der gewichtigen Zeitschrift „La Maison-Dieu“ (Nr. 28, S. 21) zu lesen, daß die Kleidung der kirchlichen Würdenträger „von schlechtem Geschmack“ ist. Eine Kleinigkeit, aber sie machte uns um so mehr stutzig, als wir kurz vorher auch in einer renommierten katholischen Zeitschrift in USA (The Commonweal, 16. 11. 1951, S. 134) gelesen hatten, daß die „exotische Garderobe“ der katholischen Kirchenfürsten nicht mehr recht in unsere Zeit und zu unserer Missionsaufgabe unter den Neuheiden paßt. Dort werden auch andere katholische Gewohnheiten, die sich auf das Ritual vergangener Zeiten stützen, kritisiert: z. B. die kirchlichen Titel oder die Gewohnheit, einem Bischof den Ring zu küssen. Zweifellos sind das an und für sich Belanglosigkeiten.

Aber manchmal sind äußerliche Dinge der Ansatzpunkt für eine Kritik, die im Symbol einer tieferen Unbefriedigung Ausdruck gibt. Die Kritik, von der hier die Rede ist, stößt sich offenbar an einer Gestalt und einem Verhalten

der Kirche, dessen historische Gründe weniger im Evangelium als in der byzantinischen Epoche der Kirchengeschichte und im Feudalismus des Mittelalters zu suchen sind. Sie verwendet mit Vorliebe die Formulierung, daß die Kirche in unangebrachter Weise „konservativ“ sei; ein Ausdruck, der gewiß ein gutes Stichwort für eine notwendige und klärende Auseinandersetzung werden könnte.

Der schmerzliche Vorfall, auf den sich Msgr. Feltin in seiner Rede bezog, war der Kirchenaustritt des Pariser Priesters Massin mit seiner „Gemeinschaft der christlichen Hoffnung“, die ungefähr 200 Mitglieder hatte, zumeist Studenten. Massin hatte schon vor einem Jahr seinen Erzbischof gebeten, sie aus der Kirche zu entlassen, weil er glaubte, mit seiner Gemeinschaft unserer Zeit das Beispiel einer urkirchlichen Gemeinschaft geben zu müssen, für die in der hierarchischen katholischen Kirche kein Platz sei. Im Oktober 1951 machte er seine Absicht wahr. Er gab ein Manifest heraus, in dem er seine Ziele darlegte. Er spricht darin von „wahrhaft evangelischem Christentum“, das „mit Jesus zu leben gewillt ist“; er will „allen Menschen brüderlich begegnen“. Das Exempel dafür sei die eheliche Liebe. Die Kirche dränge sich als dritte Macht zwischen Gott und die Seele. Sie vergesetzliche in „götzendienlicher“ Weise das Ich-Du-Verhältnis zu Gott. Demgemäß seien auch ihre Früchte. Wie man sieht, handelt es sich um ein neues Aufflackern alter spiritualistischer Gedanken. Sie haben äußerlich wenig Wirkung gehabt. Von Massins Anhängern sind inzwischen 85 Prozent zur Kirche zurückgekehrt. Aber die Zurückgekehrten werden mit zahlreichen anderen Mitgliedern der Kirche Frankreichs auch in Zukunft eine Untergrundströmung darstellen, die darauf drängt, daß die Kirche sich in der Anwendung ihrer Lehrgrundsätze, in ihrer Liturgie und in ihrer Einwirkung auf die soziale Struktur beweglich zeigt.

Gefährdung der sozialen Gerechtigkeit

In Frankreich spielt neben dem Seelsorgsproblem und der Liturgie der soziale Kurs der Kirche eine wichtige Rolle. Das zeigt sich nicht nur in den fortlaufenden Aufsätzen des Lyoner Weihbischofs Ancel, die gegenwärtig das Problem von „Arm und Reich“ behandeln, sondern in fast ununterbrochenen Stellungnahmen französischer Bischöfe zum Kommunismus.

Kürzlich verlautbarte der Erzbischof von Marseille, Msgr. Delay, folgende Warnung vor der Friedensbewegung, in der sich der Kommunismus augenblicklich vorwiegend tarnt:

„Das Friedensproblem ist von brennender Aktualität. Wir erinnern unsere Gläubigen daran, daß es eine katholische Bewegung für den Frieden gibt: ‚Pax Christi‘.

Unmittelbar angeregt durch die Hierarchie, ist ‚Pax Christi‘ gegenwärtig auf internationaler Basis organisiert. Mehr als zehn Nationen gehören ihr an, in unserm Lande sämtliche Diözesen.

Innerhalb unserer Diözese gehören ihr allein in unserer Stadt ungefähr zwanzig Pfarreien an. Jede Pfarrei muß ihr Komitee haben. Wir bitten den Pfarrklerus und die Leiter der katholischen Organisationen und Werke, sich darum zu kümmern. Jeder Katholik muß Mitglied von ‚Pax Christi‘ sein.

Es stellt sich die Frage nach der Teilnahme von Katholiken an Kundgebungen nichtkonfessioneller Bewegungen. Man möge sich in dieser Sache streng an die folgenden Weisungen halten:

1. Sofern eine Kundgebung von verschiedenen Organisationen gemeinsam veranstaltet ist, behalten wir uns vor, wenn dazu Gelegenheit besteht, eine Persönlichkeit zu bestimmen, die die Lehre der Kirche über den Frieden darlegt.

2. Sofern eine Kundgebung von einer kommunistischen oder kommunistierenden Bewegung veranstaltet wird, ist jede Beteiligung abzulehnen.

3. Jeder Katholik, der ausnahmsweise genötigt wäre, an einer der im vorhergehenden Artikel bezeichneten Kundgebungen teilzunehmen, hat sich dieserhalb in jedem einzelnen Fall unmittelbar oder durch Vermittlung eines Priesters an uns oder unsere Generalvikare zu wenden.“

Eine ähnliche Warnung hat in letzter Zeit Msgr. Louis, Bischof von Blois, erlassen. Der Bischof von Straßburg, Msgr. Weber, veröffentlichte gemeinsam mit der evangelischen Kirche eine Warnung vor der kommunistischen „Bewegung zum Schutz des Kindes“ und ihrem bevorstehenden Kongreß in Wien. Der Erlaß warnte zugleich vor allen anderen humanitär getarnten kommunistischen Unternehmungen.

Konfusion der französischen Intelligenz

In der englischen Zeitschrift „The Tablet“ (23. 2. 1952) sucht ein Korrespondent nach den Gründen für die Aufregung innerhalb der französischen Kirche. Er stützt sich dabei auf Analysen führender französischer Zeitschriften und Zeitungen, wie „La Vie Intellectuelle“ und „Le Monde“. Diese Zeitung brachte die Ereignisse auf die Formel, die kirchlichen Autoritäten Frankreichs hätten ihr Auge immer mehr auf die Geistlichen und Laien zu richten, die einzeln oder in Gruppen mit dem Blick auf zeitgenössische Philosophien wie den Existentialismus oder den Marxismus die Lehre der Kirche zu verjüngen trachten, um sie den Ungläubigen annehmbarer zu machen. Dies habe den seit Jahren steigenden Unwillen Roms erregt, dessen Sprecher insbesondere Msgr. Feltin sei, der „Nachfolger eines Kardinals ist, welcher für die Probleme unserer Zeit sehr aufgeschlossen war“.

Die Betrachtung der englischen Zeitschrift bezieht auch die Wirkung mit ein, die Msgr. Ancels Aufsätze über den Krieg ausgelöst haben. Sie sind von den Kommunisten unter Ausklammerung aller Einschränkungen, die der Verfasser gemacht hatte, ausgebeutet worden, um eine mit der kommunistischen „Friedens“-Bewegung sympathisierende Strömung unter den französischen Katholiken zu erzeugen. Edmond Michelet habe diese Katholiken wohl sehr richtig mit dem Namen „Katakombophile“ getauft und ihnen vorgehalten: wenn sie alle, so wie er selbst, in Dachau gewesen wären, würden sie vielleicht weniger Vorliebe für die Kommunisten haben. Unter den katholischen Intellektuellen sei eine unheimliche Konfusion ausgebrochen. Zu denen, die ihr verfallen sind, wird u. a. auch der in Deutschland bekannte Dichter François Mauriac gerechnet, der die Redaktion von „La France Catholique“ im „Figaro“ vor ihrem einseitigen Anti-Kommunismus warnte und seine Friedensliebe damit vereinbart, daß er gegen die Begnadigung der Vichy-Franzosen protestiert.

Die Verbreitung der nicht-lateinischen Kultsprachen

Die geläufige Vorstellung, daß „das Lateinische die Sprache der katholischen Kirche ist“, läßt sich weder geschichtlich noch geographisch noch grundsätzlich rechtfertigen. Vor allem beruht die Einheit der Kirche (jenes erste der

vier biblischen Merkmale ihrer Stiftung durch Christus) keineswegs auf der einheitlichen Sprache ihrer Liturgie, die sich gewandelt hat und zu keiner Zeit eine einzige war. Rom hat zu aller Zeit die Eigenrechte der orientalischen Kirchen respektiert. Diese Achtung schließt eine Tendenz zur Alleinherrschaft des Lateinischen aus. Selbstverständlich folgt daraus nicht, daß das Latein innerhalb der abendländischen Kirche mit seiner mehr als tausendjährigen Tradition von heute auf morgen preisgegeben werden könnte. Aber die Kirche zeigt immer deutlicher, daß die liturgische Sprache kein dogmatischer, ja nicht einmal ein unbedingt zu erhaltender traditioneller Wert ist. Die zuletzt genehmigten rituellen Bücher zeigen steigende Tendenz zum Gebrauch der Landessprache. Seine Ausdehnung wird auf theologischen Zusammenkünften diskutiert (vgl. Herder-Korrespondenz, 6. Jhg., S. 178). In USA wird eine Vereinigung von Katholiken mit der Zielsetzung, eine sprachliche Anpassung des Gottesdienstes an die seelsorglichen Bedürfnisse zu betreiben, von der Kirche nicht behindert. Das Problem wird allseits als dringend anerkannt, wenn natürlich auch die Meinungen verschieden sind.

Bei dieser Lage ist eine Zusammenstellung der verschiedenen Kultsprachen innerhalb der Weltkirche beachtlich. Sie wurde von der Zeitschrift „Amen“ der „Vernacular-Society“ (Chikago) veröffentlicht. Der Aufsatz, der von Donald Attwater verfaßt ist, weist darauf hin, daß im Orient seit den Zeiten von Johannes Chrysostomus der Drang zur Landessprache lebendig war. Die schismatische Kirche ist darin noch weitergegangen als die römische. Sie besitzt sogar eine chinesische und japanische Liturgie. Im katholischen Raum haben vier Nationalitäten einen ausschließlich landessprachlichen Gottesdienst: die Melchiten in Syrien, Palästina und Ägypten beten in ihrer arabischen Sprache, die ruthenischen Ungarn und Rumänen gebrauchen ihre Landessprache und endlich auch die malankaresischen Katholiken in Indien, die dem west-syrischen Ritus zugehören. Die Mehrzahl der orientalischen Christen dagegen bedient sich im Gottesdienst einer antiquierten Form der Landessprache, also eines ‚toten‘ Idioms, das aber immerhin der gesprochenen Sprache verwandt ist.

Eine Statistik der gegenwärtigen Kultsprachen (außer Latein) sieht so aus:

Lebende Sprachen

	Ritus	Sprache	Gläubige
Melchiten	byzantinisch	arabisch	350 000
Rumänen	byzantinisch	rumänisch	1 500 000
Ungarn	byzantinisch	ungarisch	160 000
Malankaresen	west-syrisch	Malayalam	65 000
			<hr/> 2 075 000

Teilweise lebende Sprachen

	Ritus	Sprache	Gläubige
Kopten (Ägypten)	koptisch	koptisch-arabisch	65 000
Syrer	west-syrisch	syrisch-arabisch	75 000
Maroniten (Libanon)	maronitisch	syrisch-arabisch	500 000
Chaldäer (Irak)	chaldäisch	syrisch-arabisch	100 000
			<hr/> 740 000

Tote Sprachen

	Ritus	Sprache	Gläubige
Abessinier	äthiopisch	Ge'ez	40 000
Malabaresen (Indien)	malabarisch	syrisch	928 000
Albanier	byzantinisch	kirchen-griech.	65 000
			<hr/> 1 033 000

Nicht mehr gebräuchliche Formen der lebenden Sprachen

	Ritus	Sprache	Gläubige
Ukrainer	byzantinisch	kirchen-slawon.	4 900 000
Karpathen-Ukrainer	byzantinisch	kirchen-slawon.	950 000
Jugoslawen	byzantinisch	kirchen-slawon.	60 000
Weiß-Russen	byzantinisch	kirchen-slawon.	22 000
Bulgaren	byzantinisch	kirchen-slawon.	5 500
Griechen	byzantinisch	kirchen-griech.	3 500
Georgier (UdSSR)	byzantinisch	alt-georgisch	?
Armenier	armenisch	armenisch	150 000
			<hr/> 6 091 000

Zur Erklärung des Begriffes „Ritus“ im Gegensatz zum Begriff der liturgischen Sprache bemerken wir, daß unter dem Begriff Ritus einer Liturgie die besondere geschichtlich gewordene Gestalt der Gesamtheit der Zeremonien und Formulierungen im Gottesdienst zu verstehen ist. Soweit das ‚Wort‘ in Betracht kommt, bezeichnet der Ritus also die Wahl der Begriffe, nicht ihren sprachlichen Ausdruck.

Die obige Statistik zeigt, daß die Zahl der katholischen Gläubigen, die ihre Liturgie in der gesprochenen oder einer älteren Form der gesprochenen Sprache feiern, zwar nicht entfernt mit den Lateinern in Wettbewerb treten kann, daß sie aber keine quantité négligeable ist, die gestatten würde, vom Latein als „der“ Kirchensprache zu reden. Es kommt hinzu, daß innerhalb der lateinischen Kirche beträchtliche Konzessionen zugunsten der Landessprache, auch in der heiligen Messe, gemacht werden. So hören z. B. Kroaten und Slowenen beim Hochamt die Lesungen in ihrer Sprache, und die Deutschen und die Irokesen genießen den Vorzug, beim Hochamt in ihrer Sprache singen zu dürfen.

Der vorstehende Überblick über das Problem der Kultsprache zeigt, daß die Duldung oder Gewährung nicht-lateinischer Idiome fast in allen Fällen eine seelsorgliche Konzession darstellt, daß die katholische Kirche also Latein als das Ideal der gottesdienstlichen Rede ansieht. Sie beweist dadurch, daß sie sich der abendländischen Kultur im tiefsten Herzen verbunden fühlt, daß sie im Abendland die Rolle der Auserwählung fortgesetzt sieht, wie sie, natürlich viel ausschließlicher, vordem den Juden zuteilgeworden war. Es ist ja nicht nur die Sprache, die sie mit dem Abendland verbindet, es ist auch das Weltbild und sein philosophischer Ausdruck, es sind die Begriffe, es ist die gesellschaftliche Form und das Recht, es ist der künstlerische Stil, es ist mit einem Wort die Kultur, die der Kirche am Herzen liegt, es ist ein zugespitzter Fall des Satzes „gratia non destruit, sed supponit et perficit naturam“. Aber die Kirche ist nicht um der Natur und um der Kultur willen da. Wenn die abendländische Kultur sich auflöst — und vielleicht muß der Zerfall der Sprache als Symptom gewertet werden —, dann wird die Kirche der neuen Welt Rechnung tragen.

Die Frage der Kultsprache ist also sehr wesentlich eine Frage der Kultur. Die Kirche zeigt immer deutlicher, daß sie in dieser Frage die Gegebenheiten respektiert. Unlängst wies ein Brief an den „Catholic Herald“ (18. 1. 1952) auf eine Rede von Msgr. Costantini hin, die das sehr deutlich macht. Nach dem „Osservatore Romano“ (20. 1. 1940) sagte der Sekretär der Propaganda-Kongregation: „Die Missionen an und für sich sind nicht die Kirche. Sie bereiten die Gründung der Kirche vor. Wir haben im Fernen Osten nicht die Kirche mit ihrer anpassungsfähigen Struktur begründet, sondern ‚auswärtige Missionen‘. Und Asien hat sich nicht bekehrt.“

Die Apostel und die Missionare des folgenden Zeitalters gründeten die Kirche auf einen einheimischen Klerus und bekehrten die westliche Welt. Was ist also die Methode der apostolischen und nachapostolischen Zeit? Gebrauchen wir ihre Methode?

Wir bedienen uns ganz anderer Methoden. Sie scheinen uns vollkommener. Aber die Erfahrung von 400 Jahren zeigt doch, daß sie ziemlich steril sind. Die Missionare der ersten Zeitalter begründeten Kirchen mit einem landgeborenen Episkopat in den einzelnen Ländern, und sie nahmen für die Liturgie die Sprache, die sie im allgemeinen Gebrauch vorfanden. Wir haben versucht, den Orient mit Latein zu gewinnen, und der Orient ist nicht gewonnen worden.

Wenn im Fernen Osten die katholische Kirche im Jahr 200 000 Gläubige gewinnt, vermehrt sich die Zahl der Heiden und Mohammedaner rein durch Geburt um wenigstens 10 Millionen. Wann wird dies Problem gelöst werden? Die Lösung ist doch deutlich zu sehen: Wir müssen in der Mission die Methoden der Apostel wieder aufnehmen!

Dies Zitat aus „Catholic Herald“ schließt mit der Frage dessen, der es anführte: „Ist die Sache sehr viel anders, wenn wir statt ‚Ferner Osten‘ und ‚Orient‘ ‚England‘ einsetzen?“

In der Frage der Kirchensprache steht es heute bei uns im allgemeinen so, daß die ‚Intellektuellen‘ für die Landessprache eintreten und die ‚Klerikalen‘ am Latein festhalten. Sind da nicht die Rollen vertauscht? Was spricht für die ‚apostolische Methode‘, für das ‚Seelsorgsinteresse‘? Die Landessprache. Und wer hängt am Latein? Der alte Adel der Kirche. Ihr nur mit blutendem Herzen auflösbares Verhältnis zu Griechenland, Rom, Deutschland und Europa, die Türme von Chartres und Freiburg, die Folianten von Thomas und Bellarmin, die Musik von Gregor und Palestrina, die Erinnerung an Innocenz und Pius VII., die Liebe der Mutter, die Europa gebar: dies im Grunde steht mit dem Latein auf dem Spiel. Viel, viel weniger die Einheit und das Credo, das wahrscheinlich zuerst auf Griechisch gebetet wurde.

Gründe für den Nachwuchsmangel im Priester- und Ordensstand

Aus drei Ländern kamen in diesen Tagen dringende Rufe der Sorge um den Rückgang des Priester- und Ordensnachwuchses. In Frankreich hat

nach einer Studie von F. Boulard der Priesternachwuchs den niedrigsten Stand des Jahrhunderts erreicht. Zwischen 1901 und 1904 kamen auf 10 000 junge Männer zwischen 25 und 29 Jahren 52,1 Priesterweihe. 1910 bis 1913 waren es 30,6. 1944 und 1945 stieg die Ziffer auf 49,5. 1948 bis 1950 waren es nur mehr 30. Diese Zahl dürfte vorläufig konstant bleiben. Die Zahl der Weltpriester ist von 56 209 vor dem ersten Krieg auf 39 371 im Jahre 1946 zurückgegangen. Augenblicklich kommt also etwa 1 Priester auf 1 000 Gläubige.

Die Gründe für den Rückgang sucht Boulard hauptsächlich in dem Mangel an christlicher Erziehung, in dem abschätzigen Reden der Laien über den Priesterberuf, in einer gewissen Weltfremdheit vieler Priester und im Zustand des Familienlebens.

In Holland wurde unter den Oberinnen von 56 weiblichen Missionsgenossenschaften eine Umfrage durchgeführt. 33 meldeten einen starken Rückgang der Berufungen, 16 zeigten sich mit Einschränkungen befriedigt,

7 gaben keine Antwort. Insgesamt ist die Zahl der Ordenskandidatinnen im Vergleich zur Zeit nach dem ersten Weltkrieg auf gut 50% zurückgegangen.

Nach den Gründen für diesen Rückgang befragt, waren die Oberinnen der Meinung, daß die Kluft zwischen Kloster und Welt sich vertieft hat. Der materialistische Lebensstil habe die Opferbereitschaft gemindert. Die heutige Jugend habe auch eine Scheu davor, ihr Leben im Gehorsam einer Autorität zu unterwerfen, worin sie durch die Methoden der modernen Erziehung bestärkt werde. Auch die Überschätzung der physischen Mutterschaft im Verein mit geringschätzigen Urteilen über das Ordensideal sowie die geringe Kenntnis des Klosterlebens trage zum Nachlassen des Interesses bei.

In England rief Kardinal Griffin in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief über das Laienapostolat die Gläubigen auf, die Priester in ihrer apostolischen Tätigkeit zu entlasten und nötigenfalls zu ersetzen. „In der Tat gibt es gewisse Milieus, in denen es nach der Lage der Dinge für den Priester so gut wie unmöglich ist, die christliche Botschaft zu verbreiten.“ Davon abgesehen aber halte die Zahl der Priesterberufe durchaus nicht mehr Schritt mit der Bevölkerungszunahme.

In einer nicht genannten, aber für die Gesamtverhältnisse der Vereinigten Staaten typischen großen Diözese des mittleren Westens wurde vor einem Jahr eine Rundfrage unter der Jugend veranstaltet, um die Gründe für den Rückgang der geistlichen Berufungen zu ermitteln, wie sie sich der Jugend darstellen. Die Rundfrage erfaßte 1200 Jugendliche in der höheren Schule und in den Pfarr-Jugend-Gemeinschaften für Berufstätige. John J. Campbell SJ gab in „America“ (19. 1. 1952) einen Bericht über die Ergebnisse, dem wir folgendes entnehmen:

Es handelte sich um eine religiös lebendige Diözese. Die Jugendlichen waren damit vertraut, daß die Kirche einen großen Bedarf an Nachwuchs hat. 900 der befragten Jugendlichen gaben Antwort auf die Frage, ob sie den geistlichen Stand erwogen hätten und warum sie sich nicht dazu entschließen wollten.

Etwa ein Drittel hatte den Gedanken an eine religiöse Berufung gehabt, aber verscheucht. Sie fürchteten sich, eine Fehlentscheidung zu treffen, hielten ein solches Leben für zu schwierig, mochten sich nicht von Freunden und Familie trennen und wußten zu wenig über das Priester- und Ordensleben. Etwa 600 meinten, es sei eine hörbare „innere Stimme“ oder ein „außerordentliches Ereignis“ nötig, um sich als berufen zu erkennen. Ein Drittel fand das Leben eines Priesters oder Ordensmannes „äußerst schwer“, viel schwerer als das Leben in der Ehe. Ein Sechstel behauptete, sie wüßten, daß die ihnen bekannten Geistlichen unbefriedigt seien. Zwischen 200 und 300 glaubten, daß ein Priesterleben oder Klosterdasein den Menschen um ein interessantes und anregendes Lebenswerk bringe. Hier zeigte sich also die verbreitete Frage: Was tun denn eigentlich diese Geistlichen? Über 200 erklärten es für unmöglich, daß man über seine Berufung jemals Sicherheit gewinnen könne (man denke an Stefan Andres' Lorenz Guttman in der „Sintflut“).

Auf die Frage, welche Hindernisse denn bei ihnen selbst dem Gedanken ans Priestertum entgegenstünden, antworteten die meisten sehr freimütig. Viele sagten, sie seien verliebt und wollten lieber heiraten. Viele verwiesen auf den Widerstand von Eltern und Familie. Andere sagten, sie seien zu jung, um für die Dauer ihres Lebens

Entscheidungen zu treffen. Häufig wurde die Furcht vor der Einsamkeit eines geistlichen Lebens geäußert. Oft wurde auch die Gegenfrage gestellt: Kann man nicht als guter Laie mit seinem Kontakt zu vielen Leuten ebensoviel Gutes tun wie ein Priester und denselben ewigen Lohn ernten? Im ganzen zeigten, nach Campbell, die Antworten zu diesem Teil der Rundfrage, daß die Abneigung der Jugend gegen den geistlichen Stand vor allem in ihren weltlichen Interessen und Hoffnungen, dann aber auch in einem viel zu geringen detaillierten Wissen vom Wesen und den konkreten Tätigkeiten und Lebensformen des geistlichen Standes begründet ist.

Campbell zieht aus der Rundfrage einige wichtige Folgerungen für die Erziehung und den Unterricht, wenn diese zur Mehrung der geistlichen Berufe beitragen sollen.

1. In ihrer Unentschiedenheit muß die Jugend über die wirklichen Kennzeichen der geistlichen Berufung aufgeklärt werden. Es ist erstaunlich, wieviele auf ein sensitives göttliches Zeichen warten.

2. Sie muß mehr darüber erfahren, wie man als Priester oder im Kloster lebt. Man sollte ihnen auch Klöster, Seminare und geistliche Anstalten zeigen.

3. Mit Recht oder Unrecht behaupten sie, die Priester oder Ordensleute ihrer Bekanntschaft übten keinen ermutigenden Eindruck oder Einfluß auf sie aus.

4. Die Eltern stehen einer geistlichen Berufung ihrer Kinder heute meist wenigstens passiv, wenn nicht abschreckend gegenüber. Dies hält Campbell für das Schlüsselproblem.

5. In vielen Fällen ist auch heute noch die Kostenfrage ein unüberwindliches Hindernis.

Aus Ost- und Südosteuropa

Die Kirchenverfolgung in Jugoslawien Als am 20. Januar d. J. der Apostolische Administrator von Laibach, Bischof Vovk, bei einer Visitationsreise überfallen, mit Benzin begossen und in Brand gesteckt wurde und das Gericht den Attentäter schließlich aus den „unbekannten Elementen“, die sich über den Bischof wegen seines „Kollaborationismus mit den Deutschen“ erregt hatten, herausuchte und mit zehn Tagen Haft bestrafte, wurde die katholische Weltöffentlichkeit wieder einmal auf die Zustände aufmerksam, die im Lande des jüngsten Verbündeten der westlichen Welt bestehen. Es müssen heute schon immer ganz besondere Unmenschlichkeiten gegen die Christen in den kommunistischen Ländern geschehen, damit ihr namenloses Leid im Westen nicht vergessen wird. Eine einzige lahme Geste Titos, die Freilassung des Erzbischofs Stepinac kurz vor Weihnachten, hatte in der amerikanischen Presse das von Belgrad erwartete Echo, als Beweis für die Freundlichkeit der jugoslawischen Kommunisten gegen Christentum und Menschenrechte dargestellt zu werden, obwohl Msgr. Stepinac weder in völlige Freiheit gesetzt noch viel weniger rehabilitiert wurde. Nur die katholische Presse wies damals unter Führung des „Osservatore Romano“ auf den wirklichen Sachverhalt in Jugoslawien hin und warnte vor einem voreiligen Optimismus. Die seitherige Entwicklung hat den Warnungen recht gegeben. Heute muß man sogar schon wieder von einer Verschärfung des Kampfes gegen die Kirche sprechen. Im vorletzten Monat wurden die beiden noch bestehenden katholisch-theologischen Fakultäten in Agram und Laibach und die orthodoxe Fakultät in Belgrad geschlossen. Sie hatten zusammen 30 Dozenten und etwa 250 Studenten. Kurz darauf wurde der Religionsunterricht aus allen

Schulen verbannt, in denen er noch bestanden hatte. Nur dem Namen nach genießt die Kirche die Freiheit, die Kinder außerhalb der Schule in der Religion zu unterrichten. Denn ein solcher Unterricht bedarf schon seit Mai 1951 auf Grund eines slowenischen Gesetzes, das in den anderen Bundesländern mehr und mehr im Wege der Verwaltungspraxis durchgeführt wird, der Genehmigung durch die örtlichen Behörden, die dadurch die Möglichkeit haben, unbequeme Priester lahmzulegen.

Unbequem aber sind in Jugoslawien alle diejenigen Priester, die nicht mit der „nationalen“ Priestervereinigung St. Cyrill und Methodius zusammenarbeiten, welche nach dem Wunsch der Regierung das Schisma herbeiführen soll. „Wir haben mit Moskau gebrochen“, sagte Tito bei einem Empfang zu den Vertretern dieser Vereinigung, „warum brecht ihr nicht mit Rom!“ Die Vereinigung mit dem Sitz in Laibach soll etwa 500 katholische Geistliche in ihren Reihen haben, unter denen eine Reihe suspendierter oder exkommunizierter Priester an führender Stelle stehen. So berichtete vor einiger Zeit die „Deutsche Tagespost“. Selbstverständlich werden besonders die Bischöfe als „vaterkanische Agenten“ beim Volk diskreditiert.

Über die Absicht, die Religion gemäß dem marxistischen Dogma als reinen Aberglauben zu behandeln und durch die Erziehung der zukünftigen Generation allmählich auszurotten, kann kein Zweifel bestehen, wenn man das Gebaren von Presse und Rundfunk und die Schulpraxis in Jugoslawien beobachtet. Allein aus den letzten Monaten könnte man eine Fülle von Äußerungen dieser Art anführen. Das Blatt „Oslobodjenje“ (Serajewo) z. B. beantwortete die Frage, warum der Staat der Kirche noch immer materielle Hilfe gewährt, indem er den patriotischen Priestern Gehälter zahlt: Das geschieht „nur zu dem Zweck, den Kampf um die Verwirklichung des Sozialismus zu erleichtern“, da man auf diese Weise „den möglichst größten Teil des Klerus an sich zieht“. Ein anderes Beispiel: „Ljudska Pravica“ (Laibach) schreibt: „Den Priestern, die die Jugend im Geiste des Aberglaubens erziehen möchten, darf es weder in der Schule noch in der Kirche gestattet werden, Katechismus zu lehren; denn die Verbreitung des Aberglaubens, ob nun in der Schule oder in der Kirche, macht das Volk dumm und ist gesetzlich strafbar.“ Wenn wirklich da und dort die örtlichen Behörden gezwungen sind, wegen der Volksstimmung den religiösen Unterricht in der Kirche noch zu dulden, sucht man ihn mittels der üblichen kommunistischen Schikanen gegen Eltern und Kinder allmählich zu beseitigen.

Um das Vertrauen des Volkes zu den Priestern zu untergraben, haben eine Anzahl von Zeitungen, darunter das offizielle Belgrader Parteiblatt „Borba“, sich eigene Spalten zugelegt, in denen regelmäßig das volksfeindliche Gebaren „eines Teiles der Geistlichkeit“ an Hand bestimmter Vorfälle angeprangert wird. Auch Prozesse wegen Kollaborationismus, Steuerhinterziehung usw. folgen einander im Berieselungstempo.

Alle diese Tatsachen werden nur auf Katholiken ihren vollen Eindruck machen. Aber die übrigen Freunde von Recht und Freiheit im Westen werden doch schließlich wenigstens darüber nachdenken müssen, daß es in Jugoslawien mindestens 60 Konzentrationslager mit über 200 000 Insassen gibt. Diese Tatsache hält dem Vergleich mit Rußland durchaus stand; denn dort bestehen nach ganz zuverlässigen Annahmen 175 Lager mit 14 Millionen Gefangenen.

Der Kommunismus und die Bischöfe Vielleicht gibt es kein schlagenderes Beispiel für die wirkliche Feindschaft der Kommunisten gegen die Kirche, als es in einer Liste dargeboten wird, die anfangs Februar vom Vatikan veröffentlicht wurde. Nach katholischem Glaubensbewußtsein verkörpert sich die Kirche in den Bischöfen. Die Priester sind nichts als ihre Helfer, ihr verlängerter Arm. Wer die Herde zerstreuen will, schlägt nach der Vorhersage des Herrn immer und überall die Hirten. Was hat der Kommunismus den Hirten angetan?

Die Liste zählt auf: Kommunistische Regierungen, von Prag bis nach Peking, haben hingerichtet, in Lagern sterben lassen, eingekerkert, arrestiert, ausgewiesen oder im Amte behindert: 2 Kardinäle (Kardinal Mindszenty und Kardinal Tien), 27 Erzbischöfe, 81 Bischöfe, 19 Apostolische Präfekten, 6 Apostolische Administratoren, 6 Generalvikare und 1 Apostolischen Visitator.

In China wurden bisher (wenn die Zahlen nicht schon wieder überholt sind) 67 Oberhirten ein Opfer der Verfolgung, in Rußland und den baltischen Staaten 32, in Rumänien 15, in der Tschechoslowakei und in Albanien je 6, in Jugoslawien 5, in Ungarn und Korea je 4, in Polen 3, im ganzen also 142 Träger des apostolischen Amtes.

Aus den Missionen

Die Verbreitung der katholischen Presse in den Missionsländern. Missionsgebets-Intention für April 1952 Die Ausbreitung der Schulbildung auch in den Missionsländern, an deren Bereicherung das Missionsschulwesen wesentlichen Anteil hat, bringt einen langsamen Rückgang des Analphabetentums in den Ländern der Farbigen

mit sich. Die Folge ist, daß die ständig wachsenden Millionen, die lesen können, nach Ablauf der Schulzeit Orientierung, Weiterbildung und Unterhaltung durch das gedruckte Wort verlangen. Damit wird die Presse auch in den Missionsländern zu einem stets bedeutsameren Mittel der Meinungsbildung, wenn sie es nicht, wie in Japan, infolge eines ganz geringen Analphabetentums schon war. Weltanschauungsmächte und politische Gebilde aller Art und auch geschäftstüchtige Großverlage stürzen sich auf dieses ständig in Ausbreitung begriffene Arbeitsfeld. Wenn das Christentum sich hier nicht kraftvoll einschaltet, wird es von antichristlichen Kräften überrundet und die von ihm gestreute geistige Saat zertreten. Vernachlässigt die Kirche in den Missionsländern die Entwicklung der Presse, so schädigt sie schwer das Erziehungswerk, das sie in den Schulen begonnen hat und das Vollendung und Behütung fordert. Allein durch mündliche Unterweisung kann der Neuchrist in heidnischer Umgebung bei dem Mangel an Missionaren und Katechisten und angesichts der Unsumme von Ideen, die von allen Seiten an ihn herangetragen werden, nicht im Glauben bewahrt werden. Er findet auch nicht die Mittel, um seine Weltanschauung zu verteidigen. Vernachlässigt die Missionskirche die Presse, so beraubt sie sich des wirksamsten Propagandamittels, das überall hindringt und eine ungeheure Streuungsmöglichkeit besitzt. „Die Wahrheit bedarf einer Stimme. Und die mächtigste Stimme ist auch heute noch die Presse“, erklärte Pius XII. im Januar 1950. (Vgl. Herder-Korrespondenz 4. Jg., S. 261 f.)

Rückständigkeit im Pressewesen

Die Presse in Asien hat heute schon eine Auflage von 27,5 Millionen, jene in Afrika von 1,9 Millionen, jene in Ozeanien von 4,2 Millionen. Erfasst sind hier nur die Tageszeitungen. In Japan kommen heute nach einer Pressestatistik von „Rythmes du Monde“ (III/1951) auf je 1000 Einwohner 230 Zeitungen, in der Südafrikanischen Union 69, in Korea 50. Afrika zählt zur Zeit 167, Asien (außer China) 1022 Tageszeitungen. Eine summarische Schätzung für China gibt für 1948 3000 Zeitungen, Wochenblätter und andere Blätter an. Im Südseeraum werden heute 117 Zeitungen gezählt. Selbst im innersten Afrika, das vor gut 100 Jahren ein weißer Fleck auf der Landkarte war, zählt man heute ein paar Dutzend Tageszeitungen. Bedenkt man, daß in allen Missionsgebieten der Propagandakongregation nur 12 katholische Tageszeitungen gezählt werden, von denen 6 durch die chinesischen Kommunisten unterdrückt wurden, so kann man sich ein Bild von der Rückständigkeit der Missionen auf diesem lebenswichtigen Gebiete machen. Es ist allerdings zu bedenken, daß die Kirche in Ländern, wo sie sich noch im Anfangsstadium befindet, kaum zur Gründung einer katholischen Tageszeitung kommen kann. Bedingung ist auf jeden Fall das Vorhandensein einer geschlossenen katholischen Bevölkerungsgruppe, nicht allzu viele Sprachenverschiedenheiten und ein entwickelter Stand der Mission in kultureller Hinsicht. Außerdem muß man geeignete einheimische Redakteure haben, die allein die Sprache und auch die Psychologie ihrer Leser hinreichend beherrschen. Die katholische Presseaktion in den Missionen wird oft um ihren Erfolg gebracht, weil die Missionare hier allzu viel improvisieren. Für jede Sparte des komplizierten Presseapparates von heute braucht man erfahrene, im Fach großgewordene Spezialisten, die die Missionsorden niemals in ausreichender Menge zur Verfügung stellen können. Auch müssen hier Initiativen einzelner Institute zusammengelegt werden. Die modernste Mission in Japan und China hat bereits seit Jahren mit einer Koordinierung aller Presseinitiativen des Landes begonnen, und gerade kommt die Nachricht, daß sich alle Bischöfe des Tanganyikagebietes zusammensetzten, um eine Druckerei modernster Art und eine katholische Tageszeitung zu schaffen. Auch Nachrichtenagenturen sind in jüngster Zeit in Ostasien entstanden, von denen leider die chinesische durch die Kommunisten unterdrückt wurde.

Missionsdruckereien

Besser als auf dem Gebiete der Tagespresse steht es auf dem der Missionsdruckereien. Man zählte 1939 deren 211, die aber nicht alle direkt im Dienst der Mission standen und auch recht unterschiedlichen Wertes waren. Dennoch haben in der modernen Missionsgeschichte eine Anzahl Missionsdruckereien in der Herstellung von Katechismen, Wörterbüchern, Grammatiken, Handbüchern jeder Art, Erbauungsliteratur, aber auch in der Herausgabe bzw. Übersetzung hervorragender belletristischer Werke sich außerordentliche Verdienste erworben. In Belgisch-Kongo besteht heute ein Netz von 21 Druckereien. Besonders verdient im Druckereiwesen machten sich die Jesuiten, die Salesianer Don Boscos, die Maryknoller Missionare, die Missionare vom Hl. Geist, die Weißen Väter, die Gesellschaft vom Göttlichen Worte, die Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau und die Paulisten. Hauptverlagszentren sind heute (prächtige Presseunternehmungen in

China fielen den Kommunisten anheim): Kalkutta, Bombay, Hongkong, Tokyo, Nagasaki, Manila, Melbourne, Beirut, Dakar, Yaunde, Cape Coast, Sansibar, Tananarivo auf Madagaskar. Trotz allem, was geschah, bleibt aber, um die Worte Pius' XII. in der Enzyklika Evangelii Praecones zu gebrauchen, noch viel zu tun übrig. Es gibt Pressefachleute, die aus der Lage heraus das Wort riskieren, es sei noch fast alles zu tun. Die Missionsdruckereien haben vielfach nur ältere Maschinen, und es fehlt ihnen an qualifiziertem technischem Material.

Moderne Großunternehmungen

Wir können indes auf ein paar große Initiativen zur Behebung der Inferiorität der Missionspresse hinweisen. Wir besitzen in den Kongregationen der Paulisten in Amerika, Italien und der Schweiz Gemeinschaften, die sich auf das Presseapostolat spezialisiert haben und sich praktisch nur aus Spezialisten auf diesem Gebiete zusammensetzen. Es müßten hier auch Möglichkeiten geschaffen werden, um Laienfachleute mehr in den Missionen anzusetzen. In Paris wurde 1932 ein Werk „Presses Missionnaires“ gegründet, das nach zentralem Plan in Zusammenarbeit mit den Missionsbischöfen Druckwerke für die Missionen zur Verfügung stellt. Die Leitung des Unternehmens hat das in der Schweiz entstandene „Werk vom hl. Paulus“, das 200 Ordensfrauen, die im Arbeitskleid an den Maschinen stehen, sowie 100 Techniker und Arbeiter beschäftigt. Die Gesellschaft besitzt vier modernste Druckereien in Frankreich und in Kamerun. Diese Druckereien sind instande, Werke in allen Sprachen der Welt zu drucken und allen Anforderungen zu genügen. Das Zentrum für die Missionsaufträge ist das Haus in Issy-les Moulineaux (184, Avenue de Verdun). Zur Unterstützung dieser Arbeit besteht seit 1950 zu Paris, 5 rue Monsieur, ein „Institut de Presse Missionnaire“, in dem das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung und die bedeutendsten Missionsorden Frankreichs zusammenarbeiten. Das Institut studiert dauernd die Missions-Pressefrage, hält vierzehntägige Sitzungen zur Klärung der anfallenden Probleme ab, zieht dabei Fachleute zu, fördert Buchherausgaben und berät in technischen Fragen. Es gibt auch eine eigene Zeitschrift „Les Presses Missionnaires“ heraus. Es besteht kein Zweifel, daß unsere Missionsarbeit in der Zukunft nur erfolgreich sein kann, wenn wir uns der ungeheuren Macht der Presse in geeigneter Weise bedienen und stets neue Wege des Presseapostolates suchen, wie dies die Protestanten tun, von denen wir hier viel lernen können. Es bleibt allerdings die Tatsache, daß die Mittel auf katholischer Seite für ein großes modernes Presseapostolat in den Missionen sehr viel geringer sind als die des Weltprotestantismus.

Ökumenische Nachrichten

Um eine theologische Anthropologie Das Januar/Februarheft der „Evangelischen Theologie“ 1952 beschert uns eine wertvolle Sammlung theologischer Vorträge von der 2. Evangelisch-Orthodoxen Theologenkonferenz, die im Herbst 1951 in Frankfurt stattfand und sich mit dem Thema einer theologischen Anthropologie beschäftigte. Denn auf der 1. Konferenz im Jahre 1950 hatte sich eine erhebliche Verschiedenheit in dem Verständnis von Kirche und Kosmos, Kosmos—Welt, ergeben. So sah man sich

genötigt, vor einer weiteren Behandlung dieses Themas, die im orthodoxen St. Sergius-Institut, Paris, stattfinden wird, zunächst die Frage zu klären: Was bedeutet die Imago Dei, welche Veränderungen vollziehen sich durch den Sündenfall, und was bedeutet die Wiederherstellung des Menschenbildes durch die Wiedergeburt in Christus? Auf evangelischer Seite führten die lutherischen Theologen Prof. D. Peter Brunner, Heidelberg (Der Ersterschaffene als Gottes Ebenbild), Prof. D. Edmund Schlink, Heidelberg (Der Mensch als Sünder), und Prof. D. Ernst Wolf, Göttingen (Das Problem des neuen Menschen im Protestantismus), das Gespräch, dessen interessantes Protokoll den Referaten angefügt worden ist, so daß man einen sehr lebendigen Einblick in die Verhandlungen gewinnt. Von orthodoxer Seite sprach der Septuagintaforscher Prof. P. Bratsiotis, Athen, über Genesis 1, 26, Prof. S. Verkhowsky, Paris, über die Lehre vom Menschen und über den neuen Menschen in Christus, und Prof. I. Tschetwerikow über den Zentralbegriff der orthodoxen Ekklesiologie „Ssobornostj“. Die Zusammenstellung wurde von dem Vizepräsidenten des Außenamtes der EKD, Pfr. Gerhard Stratenwerth, Präsident Niemöllers erstem Mitarbeiter, in ihrer ökumenischen Bedeutung kommentiert. Das Heft verdient ein sorgsames Studium. Es stellt überdies einen wesentlichen Beitrag dar zur Vorbereitung der Weltkirchenkonferenzen von Lund wie überhaupt für die gesamte Konstellation der konfessionellen Gruppen innerhalb des Ökumenischen Rates unter dem Gesichtspunkt, wieweit bei der bevorstehenden sehr schwierigen Auseinandersetzung über die unzureichende christologische Basis des Ökumenischen Rates ein Zusammengehen der Lutheraner mit den Orthodoxen und Anglikanern möglich sein wird. In dieser Meldung müssen wir uns leider darauf beschränken, in Fortführung des Berichtes im letzten Heft über die lutherische Dogmatik von Heinrich Vogel einige Gedanken aus den Referaten von Brunner und Schlink herauszugreifen, da sie unser katholisches Interesse besonders erwecken.

„In der Nähe der römischen Urstandslehre“

Da ist zunächst zu sagen, daß Prof. Schlink die lutherische Position in der Lehre vom Menschen nach der „Confessio Augustana“ erfreulich deutlich macht und eingrenzt: die Confessio Augustana enthalte überhaupt keine Anthropologie, keinen Artikel über den Menschen als Geschöpf, sondern nur über Gott, den Schöpfer, und über den Menschen als Sünder. Ihr Standort sei nicht der eines Zuschauers der Heilsgeschichte, sondern der der Buße, eines existenziellen Sündenbewußtseins. „Die reformatorische Lehre vom Menschen als Sünder ist ein Teil der Lehre von der Ehre Christi . . ., sie ist eine Seite der christologischen Doxologie, des Lobopfers . . .“ Es sei also in dieser Confessio nicht beabsichtigt gewesen, festzustellen, was am Sünder vom Urstand her über den Fall und die Sündenverderbnis hinweg geblieben ist und was sich verändert hat. Somit ist dieses Lehrstück offen, was die sachlichen Grenzen der Augustana erneut bestätigt. Prof. Brunner gab in seinem Referat eine Lehre vom Urstand, von Gottes Ebenbild im Menschen vor dem Fall, und sein Kollege Prof. Wolf stellte dazu alsbald kritisch fest, Brunners Darlegungen liefen Gefahr, „in die Nähe der römischen Urstandslehre zu geraten“. Brunner ging aber durchaus von einer evangelischen Christozentrik aus, vom Ganzen des Evangeliums, das in Jesus Christus „für uns